19/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Großes Literatur-Preisrätsel

11 Fragen — 161 Preise

Zwanzig Reisen: Auf Dichterspuren nach Moskau

Schatzinsel Sachalin

Von Killerwellen, Riesenpflanzen und Pipelines am fernen Tatarensund

Artistenblut

Einmalige Farbfotos vom Großen Panda in der Hand des Menschen und in der freien Wildbahn des Naturschutzgebietes Wolong

★ Inhalt

Reportage
Besuch auf Sachalin **Seite 4**

Bildinformation
Vom Neuwaldgebiet im Berliner Norden **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Porträt
Die Bilder von Professor Lieberoth **Seite 16**

Polemik
Operation Sommerloch **Seite 20**

Sport
Die Rekordgilde der Springer **Seite 22**

Memoiren
Anatoli Lunatscharski erinnert sich **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Heimisch in Magdeburg-Olvenstedt **Seite 28**

Schlagerfestival
Unsere Reporter in Sopot dabei **Seite 30**

Ausstellung
Sowjetische Zirkusplakate im Märkischen Museum **Seite 32**

Erzählung
Ferenc Molnár: „Der kleine Klarinettist“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen“ **Seite 40**

Bildfeuilleton
Regen an der Newa **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Zur „Woche des sowjetischen Buches“:
Unser großes Literaturpreisausschreiben **Seite 46**

Naturschutz
Aus dem Leben der Bambusbären **Seite 50**

Vor 50 Jahren
Erinnerungen eines Spanienkämpfers **Seite 54**

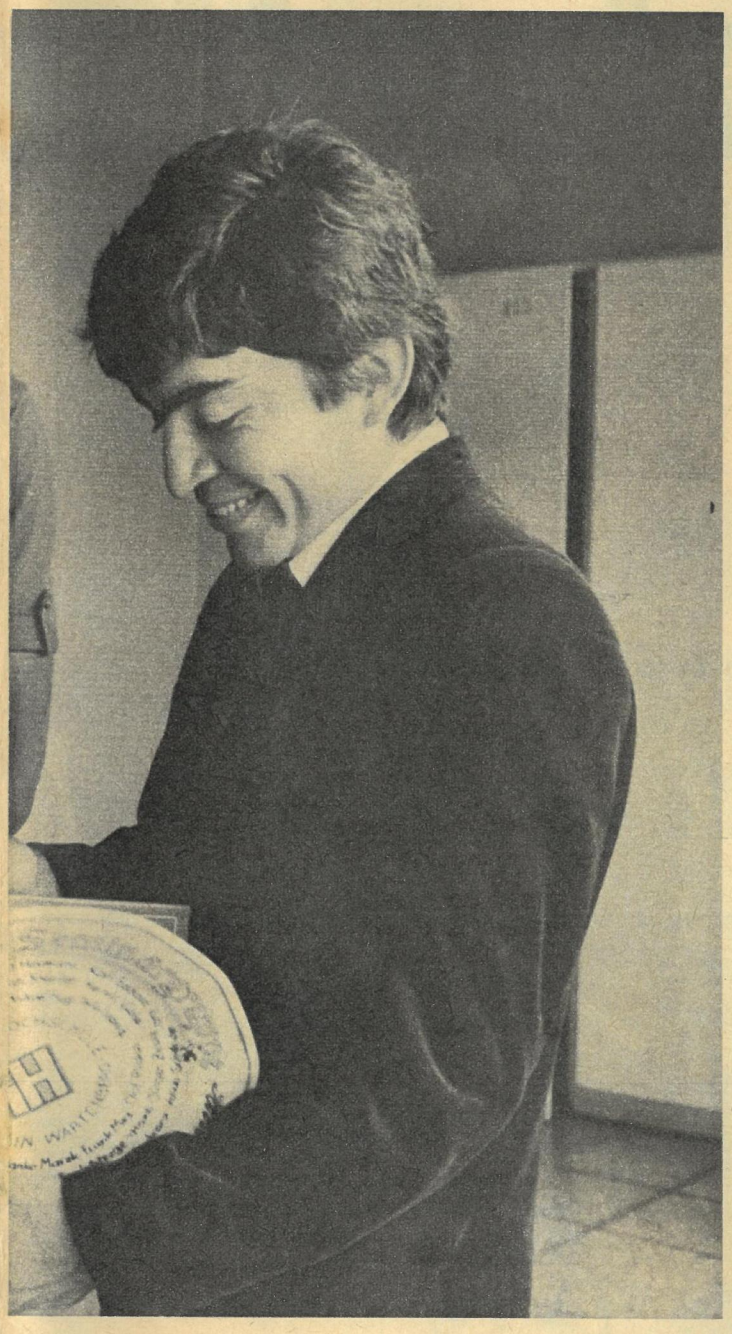
Titelfoto:
Pandamann „Wei Wei“ als Zirkuskünstler; er kann Trompete blasen, ein Hundegespann lenken sowie mit Messer und Gabel speisen.
Foto: Wang Deying

Redaktionsschluß für dieses Heft **8. 9. 1986**

★ Im Blickpunkt

Blumen und Diplome

Das ist schon ein besonderer Tag für Marina Shaketange aus Namibia (oben links), nicht allein weil ihr Mann Jimmy (oben Mitte) gekommen war. Für sie wie auch für Enrique Zambrana aus Nikaragua (oben rechts), Studenten aus der DDR und weiteren vier Ländern schlossen sich endgültig die Türen des Wassili-Gorjatschkin-Hörsaales in der Ingenieurhochschule Berlin-Wartenberg. Die Urkunden in den Händen der jungen Leute weisen sie als Diplomingenieure aus, als Spezialisten für die Mechanisierung der landwirtschaftlichen Produktion. Die Freude darüber ist offensichtlich. Noch nicht sichtbar ist die leise Wehmut, die sich schon in ihre Herzen geschlichen hat, die Wehmut, die stets den Abschied begleitet. Und dabei hatten sie diesen Tag lange herbeigesehnt. Fünf Jahre waren die Freunde aus Afrika und Lateinamerika in der DDR, vier davon an dieser Hochschule. Sie ist nicht die größte, aber die einzige ihrer Art im Lande. Und in den 17 Jahren ihres Bestehens hat sie sich auch in vielen jungen Nationalstaaten einen guten Ruf geschaffen. Nicht nur, weil sie den Studenten aus diesen Ländern beste Fachkenntnisse auf dem Gebiet moderner Technologien in der Landwirtschaft mitgibt – was gerade für diese Staaten, in denen der Hunger oft noch eine tägliche Bedrohung bedeutet, wichtig ist. An der Bildungseinrichtung im Norden unserer



Hauptstadt herrscht auch eine fast familiäre Atmosphäre, die den ausländischen Studenten das Leben weit von zu Haus erleichtert. Ein Studium an sich ist schon nicht einfach, um wieviel schwieriger für den, der ein knappes Jahr deutsch gelernt hat und sich dann auch noch durch die Fachsprache wühlen muß. Hochschullehrer und Techniker gaben sich deshalb besondere Mühe mit ihnen. Und auch die deutschen Studienfreunde halfen jederzeit. Ob in Hörsälen, Labors, Werkstätten oder bei der Arbeit auf modernen Erntemaschinen, überall stehen neueste wissenschaftliche Erkenntnisse und ihre Anwendung im Vordergrund. Denn neben der Wissenschaft bedarf es eines guten Teils Bauernpraxis. Die holen die Studenten sich vor allem im Bezirk Frankfurt/Oder. Jedes Jahr zur Erntezeit steuern sie dort Mähdrescher und Traktoren über die Felder. Und man sagt, daß auch die jungen Leute mit dem für märkische Verhältnisse exotischen Aussehen schon bald genauso fahren wie die alten Bauern. Nebenbei nehmen sie auch so manches von der herzhaften Sprache der Dorfbewohner in ihren Sprachschatz auf.

Jetzt werden die Koffer gepackt, Kartons besorgt – wohin bloß mit den vielen Büchern? Dann der Abschied von den vielen guten Freunden, die sie hier zurücklassen. Und der Abschied mischt sich mit dem Beginn des neuen Studienjahres. Während Marina, Maria, Enrique und Roger sich auf die Heimreise machen, kommen ihre Nachfolger: Derege und Demmessie aus Äthiopien, Daniel aus Nikaragua, Narethya aus Kampuchea. Und auch Francis Afful aus Ghana, den wir beim Praktikum auf dem Feld trafen (links), wird in diesen Tagen seinen Platz finden im großen Hörsaal der Ingenieurhochschule, bis auch er dann in vier Jahren zum letzten Mal durch diese Tür tritt mit Blumen in der Hand und dem Diplom…

Hajo Obuchoff (Text)
Detlef Christel (Foto)

„Nichteinmischung" oder Dollars für Mörder

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Es müsse nun „endlich Schluß sein mit ausländischer Hilfe", wurde kürzlich lautstark in einem Kanal des BRD-Fernsehens gefordert. Aber die Parlamente der Vereinigten Staaten bewilligten die vom Präsidenten geforderten Millionen für die Konterrevolutionäre. Ronald Reagan selbst erklärte regierungsamtlich: falls die Sandinisten nicht bereit seien „ihre Macht zu teilen", müsse die Regierung „stürzen". Zu diesem Zweck plant die CIA – wie der demokratische Senator Byrd bekanntgab – eine zusätzliche Unterstützung der Konterrevolutionäre in Höhe von 400 Millionen Dollar.

„Endlich Schluß mit ausländischer Hilfe"? Damit meinte man im BRD-Fernsehen offenkundig nicht die USA und ihre Söldner. Man meinte die Sandinisten. Etwa 10 000 freiwillige Helfer aus dem Ausland arbeiten in Nikaragua: junge Männer und Frauen, die aus Verantwortungsbewußtsein, christlicher Nächstenliebe, internationaler Solidarität einem Volk helfen wollen, das sich in schwerem Kampf der terroristischen Somoza-Diktatur entledigt hat, und dem nun mit Schlägen auf den Magen, Verminung seiner Häfen, wirtschaftlicher Erpressung, Androhung militärischer Gewalt und Entsendung dollarfinanzierter und US-bewaffneter Söldner die errungene Freiheit wieder genommen werden soll. Die Entwicklungshelfer sind tätig im Gesundheits- und Erziehungswesen, damit die Menschen lesen und schreiben lernen; in der Landwirtschaft, damit sie zu essen haben; in der Infrastruktur, damit sie Trinkwasser, Straßen und elektrischen Strom erhalten; im Wohnungsbau; in entlegenen Gebieten, die oft im besonderen Maße von Krieg und Zerstörung betroffen sind. Sie sollen durch Terror der Konterrevolutionäre vertrieben, Gleichgesinnte abgeschreckt werden. Ein Schweizer, ein Franzose, ein Bundesbürger wurden vor kurzem ermordet. „Schluß mit ausländischer Hilfe…"

Die alte Heuchelei mit der doppelbödigen Nichteinmischung. Spanien hätte man wohl vor fünfzig Jahren im Stich lassen und kampflos den Herren Hitler, Mussolini und Franco preisgeben sollen, während die Westmächte den spanischen Faschisten freie Hand und jegliche Unterstützung aus dem faschistischen Deutschland und Italien zukommen ließen: Geld, Waffen, italienische Infanterie und Artillerie und die deutsche „Legion Condor", die Guernica dem Erdboden gleichmachte, den totalen Luftterror probte. Überschrift: Nichteinmischung. Oder auch: „Schluß mit ausländischer Hilfe". Bewaffneter Widerstand gegen Diktatoren wie Botha und Pinochet und gegen konterrevolutionäre Banden ist für gewisse Kreise offensichtlich nicht rechtens und findet keine rechte Zuneigung geschweige denn Würdigung. Zuneigung, Erfüllungspflicht, Entschuldigung oder peinliche Betroffenheit, jedenfalls Sympathie (solange die noch öffentlich vertretbar ist): Das bringt man Washington entgegen, Tel Aviv, Pretoria, Chile und ähnlichen. Und eben den „Contras".
Aber das ist kein Bürgerkrieg in Nikaragua. Und die sogenannten Contras sind keine Befreiungsbewegung. Sondern es ist Krieg: Der nichterklärte Krieg der USA gegen das sandinistische Nikaragua und seine demokratisch gewählte Regierung! Krieg mit Dollars, Wirtschaftserpressung, automatischen Waffen, Panzern, Raketen, Flugzeugen und Kriegsschiffen – und mit internationaler Stimmungsmache, Parteinahme und Hetze in den einschlägigen Medien.

Und amerikanische Truppen stehen bereit. Managua protestierte: Die USA hätten mit dem Aufruf zum „Sturz der Sandinisten" zum erstenmal zugegeben, daß der Sturz der vom Volke gewählten nikaraguanischen Regierung das eigentliche Ziel ihrer Politik sei. Reagan hatte in einem Interview schlankweg erklärt, seinen „Contras" bliebe „keine andere Wahl als Sieg und Machtergreifung."

Amerikanische Bomben auf Tripolis, die Okkupation Grenadas, der neuerliche Flottenaufmarsch im Mittelmeer gegen Libyen, der mitten im Angriff abgeblasene Überfall auf den Suez-Kanal vor 30 Jahren, die kubanische Schweinebucht, Vietnam, Laos und Kampuchea: Keiner soll sagen, Warnungen vor militärischen Übergriffen seien antiamerikanische Verleumdungen.

Natürlich gibt es in den USA und im NATO-Lager Gegenstimmen, Skepsis, tiefe Besorgnis und Widerstand. Westeuropäische Regierungen – leider nicht die in Bonn – verurteilen die Machenschaften gegen Nikaragua. Parteien, Gewerkschaften, Kirchen warnen. 200 nordamerikanische Geistliche – katholische, protestantische, jüdische und Würdenträger anderer Glaubensgemeinschaften – fordern „die unverzügliche Einstellung jeder Unterstützung für den Mordfeldzug der konterrevolutionären Banden gegen Nikaragua". Der Bischof von Detroit, Thomas Dumbleton, klagte Washington im Namen der Unterzeichner an, „ein Gerüst der Lüge" um Nikaragua zu errichten: „Der Zweck der Entstellungskampagne der Regierung besteht darin, das amerikanische Volk auf weitere militärische Aktionen in Nikaragua vorzubereiten." Was nottut, sind Verhandlungen, wie sie Daniel Ortega den USA immer wieder anbietet (nicht den „Contras"! Mit Konterrevolutionären paktiert man nicht.) Was nottut, ist eine entmilitarisierte Zone in den Grenzgebieten der Region. Was nottut, ist die sofortige Einstellung aller ausländischen Aktivitäten, ist: Schluß mit Amerikas Staatsterrorismus!

Die Vereinigung bundesdeutscher, Schweizer und französischer Bürger in Nikaragua fordert in einem Kommuniqué verstärkte Solidarität und verbindet diese Forderung mit der Wahrheit: „Schweigen wäre Komplizenschaft!" Das Dokument der amerikanischen Geistlichen endet mit der Beschwörung Washingtons: „Im Namen Gottes, stoppt die Lügen, stoppt das Töten!" Und man möchte hinzufugen: Schluß mit den Dollars für Terroristen und Mörder! Schluß mit der Einmischung!

FREIE WELT EXKLUSIV

Rauhes Land im

Seebären vor dem Hafen von Newelsk im Südwesten Sachalins. Nur knapp fünfzig Kilometer unterhalb von Cholmsk, wo man nach der Ankunft mit dem Fährschiff vom Festland die erste Bekanntschaft mit der Insel macht. Doch der Hauch fernöstlicher Idylle verfliegt spätestens bei der halsbrecherischen Busfahrt ins Landesinnere. In gefährlich schmalen Serpentinen windet sich die Paßstraße den Steilhang hinauf und hinab. Den Nordosten Sachalins, wo die Bohrtürme der Schatzgräber des 20. Jahrhunderts den Horizont prägen, erreicht man im Sommer nicht mit dem Auto. Flugzeug und Hubschrauber waren hier für die FREIE WELT-Reporter das einzige Verkehrsmittel ...

Meer

Unsere Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten die Insel Sachalin.

Eine Tsunami, die verheerende Springflut, auf dem Computerbildschirm: Intensive Forschung ermöglicht einen immer effektiveren Schutz vor dieser Naturkatastrophe, von der die Inseln im Stillen Ozean heimgesucht werden.

Rauhes Land im Meer

Bebenalarm! Die „Killerwellen" der Tsunami-Springflut, vom Erdstoß unter dem Meeresgrund weit draußen ausgelöst, rasen mit der Geschwindigkeit eines modernen Düsenpassagierflugzeuges auf die Küste zu. Je flacher das Gewässer, um so höher die Woge. Und um so geballter die Ladung der Wellenfront, welche zweifellos die Bewehrungen der Hafenanlagen durchschlagen wird, wie die Computerhochrechnungen in diesem Moment bestätigen. Eine Katastrophe bisher nicht erlebten Ausmaßes zeichnet sich ab, aber die Wissenschaftler sind nicht aus der Fassung zu bringen und starren geradezu begeistert auf den Bildschirm vor ihnen. Bis sich einer der Forscher doch losreißt und ein paar Befehle in die Tastatur des Rechners tippt.

Ebenso abrupt, wie er begann, ist da der Spuk zu Ende!

Die Insel und das Meer

„Alles war, wenn man so will, nur ein Spiel von Formeln und Gleichungen im elektronischen Gehirn des Computers", erklärt uns Professor Konstantin Sergejew. Er ist der Direktor des Instituts für Meeresgeologie und Geophysik in der knapp 180 000 Einwohner zählenden Insel- und Gebietshauptstadt Jushno-Sachalinsk, das unter anderem für den Tsunami-Warndienst im gesamten Fernen Osten der Sowjetunion die Verantwortung trägt. „Auf solche Weise modellieren wir das Naturphänomen und prüfen, inwieweit sich unsere Kenntnisse von der immer noch nicht endgültig geklärten Erscheinung schon zu einem Gesamtbild zusammenfügen lassen. Das ermöglicht uns dann immer exaktere Voraussagen", sagt er. Daß die Quellen solch einer Springflut, wie sie zum Beispiel im Jahre 1703 bei der bisher verheerendsten Katastrophe dieser Art in Japan über 100 000 Menschenopfer kostete, vor allem in heftigen Bewegungen des Meeresgrundes und Vulkanausbrüchen unter Wasser zu suchen sind, darüber gab es eigentlich in der Fachwelt schon seit langem keine Zweifel mehr. Doch man wußte nicht, auf welche Art und Weise sich die Wasserwellen mit einer Länge von Hunderten Kilometern im Meer ausbreiten und warum sie derartig hohe Geschwindigkeiten entwickeln. „Ein großer wissenschaftlicher und praktischer Erfolg war es deshalb", sagt Professor Sergejew, „als wir zusammen mit amerikanischen Kollegen Ende der 70er Jahre erstmals eine Tsunami auf offener See fixieren konnten. Das ist nicht einfach, denn wo das Meer noch tief ist, hebt sich die Bebenwoge durch den Wind kaum vom Wellengang ab. In unmittelbarer Küstennähe dagegen, wo die Springflut im seichten Gewässer mitunter meterhoch über den Meeresspiegel hinaussteigt, bleibt dem Forscher keine Zeit mehr für detaillierte Beobachtungen."

Mit dem nunmehr draußen auf See gewonnenen Komplex von Parametern konnte das Computermodell entworfen und die Frage nach dem optimalen Abstand gestellt werden, indem sich um die 948 Kilometer lange und bis zu 160 Kilometer breite Insel, der größten im Fernen Osten der Sowjetunion, schon weit vor der Küste ein effektives Meß- und Warnsystem errichten läßt, zum Schutz von Land und Leuten...

Anton Tschechow, der die Insel 1890 besuchte und einen detaillierten Bericht über die Lage auf der damaligen Sträflingskolonie inmitten des Meeres und der Stürme veröffentlichte, berichtete von einer alten Legende: Als die ersten Fremden, Pelzhändler und Spekulanten, nach Sachalin kamen und die Ureinwohner zu übertölpeln begannen, da verfluchte ihr Schamane Reichtum und Schönheit der Insel und prophezeite, daß sie keinerlei Nutzen mehr bringen werde. Nur eine Träne im Meer, Insel der Verdammten...

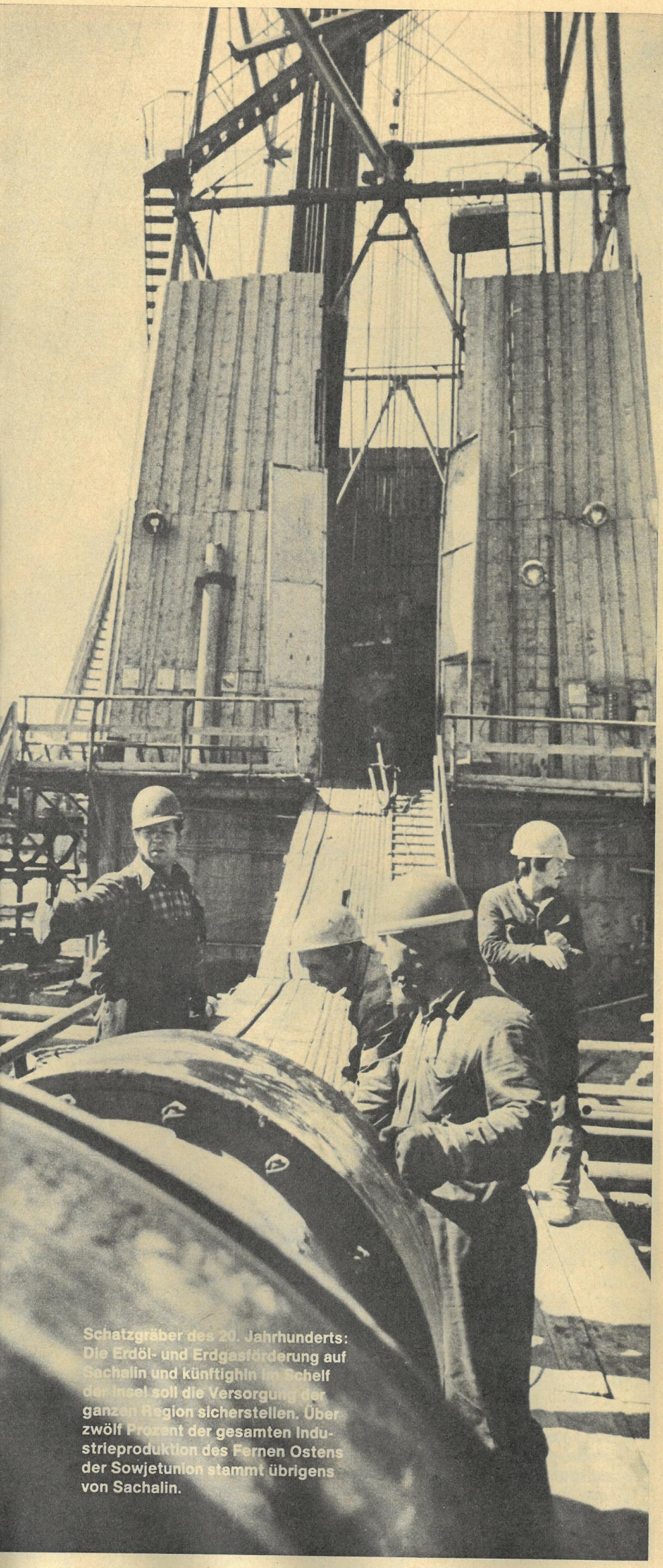
Was die Lebensbedingungen auf Sachalin angeht, soll sich das Klima hier in fernen Zeiten – allerdings schon weit vor dem Fluch des Medizinmannes – tatsächlich durch eine Milde ausgezeichnet haben. Ganz im Unterschied zu heute, wo die Jahresdurchschnittstemperatur im Süden bei 2,2 Grad Celsius und im Norden gar bei 1,5 Grad liegt. Immerhin erstreckt der Südteil der 76 000 Quadratmeter großen Insel sich auf der Höhe der Krim. Daß hier trotzdem kein Schwarzmeerklima herrscht, wird durch die kalten Strömungen aus dem Ochotskischen Meer verursacht, welche Sachalin beiderseits umfließen. Wobei die Ostküste, die den Strömungen und kalten Winden mehr ausgesetzt ist, am meisten zu leiden hat.

Hätte der Tatarensund keinen Durchbruch zum Ochotskischen Meer, so könnte es zumindest an der Westküste wirklich etwas wärmer sein. Eine Spekulation, die schon einmal zu dem Projekt geführt hat, im Schlund des Sunds einen Damm errichten zu wollen. Doch liegt ja der gesamte untere Teil der Insel viel zu nahe am Ochotskischen Meer mit seinen Eisschollen und Eisfeldern, als daß ein merklicher Erfolg zu erwarten gewesen wäre, weshalb man die Idee wohl wieder fallen ließ.

Die weniger als zehn Kilometer breite Meerenge am Ausgang des Tatarensunds, wo nach neuesten Forschungen vor sehr langer Zeit in der Tat eine Landbrücke existiert haben muß, war schuld an einem der größten geographischen Irrtümer nach Kolumbus' vermeintlicher Entdeckung von In-

Alltägliches und Exotik: Noch Tschechow meinte, auf Sachalin gäbe es das Alter zwischen dreizehn und zwanzig nicht, weil die heranwachsende Jugend die Insel bei der ersten Möglichkeit verläßt. Er müßte seine Meinung heute revidieren. Doch um zur Halbinsel Schmidt zu gelangen, braucht man noch immer eine gehörige Portion Mut, denn die Natur hat nur wenig Platz für schwere Hubschrauber.

Rauhes Land im Meer



Schatzgräber des 20. Jahrhunderts: Die Erdöl- und Erdgasförderung auf Sachalin und künftighin im Schelf der Insel soll die Versorgung der ganzen Region sicherstellen. Über zwölf Prozent der gesamten Industrieproduktion des Fernen Ostens der Sowjetunion stammt übrigens von Sachalin.

dien: Als im Sommer 1787 der französische Seefahrer Graf La Pérouse an der Westküste Sachalins landete, entnahm er den Erklärungen der Eingeborenen, daß der Boden, auf dem sie lebten, eine Insel sei und daß diese vom Festland jeweils durch Meerengen getrennt wurde. Nur folgerichtig versuchte er daraufhin, den Ausgang zum Ochotskischen Meer zu finden, kam aber in immer seichteres Wasser, je weiter er die Westküste entlang nach Norden fuhr. Als schließlich auch kaum noch eine Strömung zu bemerken war, glaubte er, sich in einer Bucht zu befinden, und trug in seine Karte Sachalin als Halbinsel ein! Selbst Krusenstern verfiel im Jahre 1805 dem gleichen Fehler. Möglicherweise deshalb, vermutet Tschechow, weil er die Karte von Pérouse benutzte. Erst der bis dahin fast unbekannte russische Kapitän Gennadi Newelskoi ermittelte 1849 den wirklichen Küstenverlauf und kam mit der sensationellen Nachricht nach Petersburg zurück: „Sachalin ist eine Insel!"

Irgendwer hat sie dann aufgrund ihrer Form mit einem Sterlet verglichen – dem langen, störartigen Wanderfisch, der bezeichnenderweise nicht etwa hier, sondern in den Zuflüssen des Schwarzen und Kaspischen Meeres zu Hause ist. Die linke Schwanzflosse dieses Riesenfisches hieß dann Kap Krilon und die rechte Kap Aniwa. Das Kap Terpenija auf halber Höhe an der Ostküste war die Rückenflosse. Wir aber interessieren uns für den Fischkopf, Sachalins Nordteil, der in diesem bildhaften Vergleich ebenso ungenießbar sein müßte, wie man das gesamte obere Drittel der Insel noch um die Jahrhundertwende für nicht besiedel- und bewohnbar hielt...

Der Präsident und die Pipelines

Für einen Augenblick scheint der Hubschrauber Schlagseite zu bekommen. Der Schatten der Riesenlibelle schiebt sich rechter Hand nach vorne und eilt uns nun zwischen dem Rentiermoos und den Zwergzedern voraus. Wir fliegen jetzt offenbar direkt auf die Westküste zu. Am Horizont vor uns schimmert es in der Tat weiß-blau. Doch das kann auch eine Nebelbank sein, die sich wie ein Tuch über die Insel senkt und innerhalb von Minuten einen Wetterumschlag bringt, auf den man hier im Norden immer gefaßt sein muß. Vorerst aber ist der Vormittag wolkenlos und klar. Und man kann jedes Glied der schwarzen Rohrschlange unterscheiden, die sich unten durch eine gelbe Sandschneise zieht und der wir folgen. „Die Trasse führt zur historischen Meerenge am Tatarensund. Dort wird die bei ihrer Fertigstellung im nächsten Jahr sechshundert Kilometer lange Pipeline ihn unterqueren und ihren Weg nach Komsomolsk am Amur nehmen. Jährlich werden durch sie dann 2,5 Millionen Kubikmeter Gas von der Insel zum Festland fließen", sagt Anatoli Tscherny. Der sportliche Mittdreißiger hat der besseren Sicht wegen im Sessel des Navigators hinter dem Hubschrauberpiloten Platz genommen. Doch sein eigentlicher Sessel dürfte komfortabler sein und steht in der Chefetage der Industrievereinigung „Sachalinmornefgasprom" in Ocha, dem 35 000 Einwohner zählenden Zentrum des Erdöl- und Erdgasfördergebiets im Norden Sachalins. „President" nennt er sich auf der englischsprachigen Seite seiner Visitenkarte. Und wir finden auch keine bessere Bezeichnung für einen Mann, dem drei Generaldirektoren unterstehen. Alle übrigens bedeutend älter als er, der erst vor zwölf Monaten diese Aufgabe übernahm. – Anfangsschwierigkeiten gehabt? – Nun ja, manches muß man eben erst noch lernen. Etwa die Sache mit den Vertretern der japanischen Firma, die sich an der Erkundung der perspektivreichen Schelfvorkommen beteiligt: Die Delegation sitzt am langen Konferenztisch. Er erläutert seine Gedanken an der Schautafel, setzt sich in den Vortragspausen mal an die eine Seite des Tisches und mal an die andere. Jedesmal, wenn er sich niederläßt, gibt es eine allgemeine Verwirrung, erheben sich die Gäste und tauschen die Plätze untereinander, bevor sie sich wieder hinsetzen... Anatoli Tscherny: „Ich wußte einfach nicht, daß nach strenger japanischer Sitte ein Präsident immer dem Präsidenten gegenübersitzen muß!"

Pläne für die nächste Zukunft? – Vieles sei neu zu ordnen, neu zu durchdenken: namentlich die Lösung der Probleme bei der Ausbeutung der Erdöl- und Erdgasvorkommen im Schelf von Sachalin, die sich lange hinzog, während gleichzeitig Hunderte Tankzüge mit Brennstoff aus Westsibirien in den Fernen Osten rollen. „Natürlich sind schon allein für die Erkundungsarbeiten die Bedingungen immer komplizierter geworden. Betrug die mittlere Bohrtiefe 1981 bei uns noch rund 2300 Meter, müssen wir jetzt im Durchschnitt fast dreieinhalbtausend Meter hinab. Der einzig richtige Kurs ist dabei die Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, die umfassende Modernisierung der Ausrüstungen", sagt Anatoli Tscherny. „Heroische Kraftanstrengungen und die Hingabe der Menschen reichen heute nicht mehr aus, obwohl hier wohl niemand heimisch werden kann, der nicht mit dem ganzen Herzen dabei ist..."

Die Frau und die Farne

„Haben Sie noch fünfzehn Minuten Zeit? Es ist nur ein kleines Stück…“

Eigentlich waren wir in Eile, denn in einer knappen Stunde sollte unsere Maschine nach Ocha fliegen, und der Bus stand schon mit laufendem Motor vor dem Institut für Meeresgeologie und Geophysik. Doch irgendwie spürte ich, daß das wichtig war und folgte der Frau, die sich schon den Mantel über den weißen Forscherkittel geworfen hatte und ihr Gewächshaus, wo sie als Biologin arbeitete, abschloß. Wir verließen das Institutsgelände, überquerten einen brachliegenden Acker und kamen schließlich in ein Areal von Schrebergärten. Parzelle neben Parzelle, sorgfältig gezogene Beete, vor allem mit Kartoffeln und anderem Gemüse für den Hausgebrauch bestellt. Eine Kleingartenanlage wie auch bei uns so viele – warum sollte es das nicht auch auf Sachalin geben? Besonders hier im Süden, wo der Sommer nicht ganz so kurz und kalt ist? – Und dann stockte mir doch der Atem: Hinter einem Holzgatter, um ein Grundstück herum, nicht größer als die anderen auch, quillt Gras hervor… mit Halmen, vielleicht vier Meter hoch! Meine Begleiterin öffnet das rostige Vorhängeschloß, öffnet die Pforte in die Horror-Wildnis dahinter: Kletterpflanzen, unter denen man sich wie in einem Zelt verstekken kann, eine Art Rhabarberblätter, die gut und gerne als Regenschirme dienen könnten… und das alles in dem Garten der guten Frau!

„So sah die Natur hier ringsum vor drei Jahren noch überall aus“, sagt Frau Dr. Iliad Kornewa, die sich auf einer Bank vor der kleinen Laube inmitten all der Pflanzengiganten niedergelassen hat. „Bevor die Gärten angelegt wurden und meine Nachbarn all das lästige Unkraut mit Stumpf und Stiel ausrotteten. – Damals entschied ich mich, diese private Oase einzurichten, um auf meine alten Tage immer wieder jenen Tag vor Augen zu haben, da ich das erste Mal nach Sachalin kam und, von dem Phänomen der Riesengewächse in den Bann gezogen, mich entschied, hierzubleiben…“

Wer hier aus anderen Teilen des Landes anreist, muß seine Lebensuhr um einige Stunden vorstellen, beim acht Zeitzonen entfernten Moskau schon um einen ganzen Arbeitstag. „Ob als ‚Bankeinlage‘ für das andere, neue Leben oder als Rückversicherung für die Heimfahrt, wenn man die ‚gesparte Zeit wieder ausgezahlt‘ bekommt – das hängt von der Entscheidung jedes einzelnen selbst ab“, sagt die Biologin. Und dann: „Es gibt keine Wölfe und Schlangen auf Sachalin, und auch Wandervögel mögen unser Land im Meer nicht…“

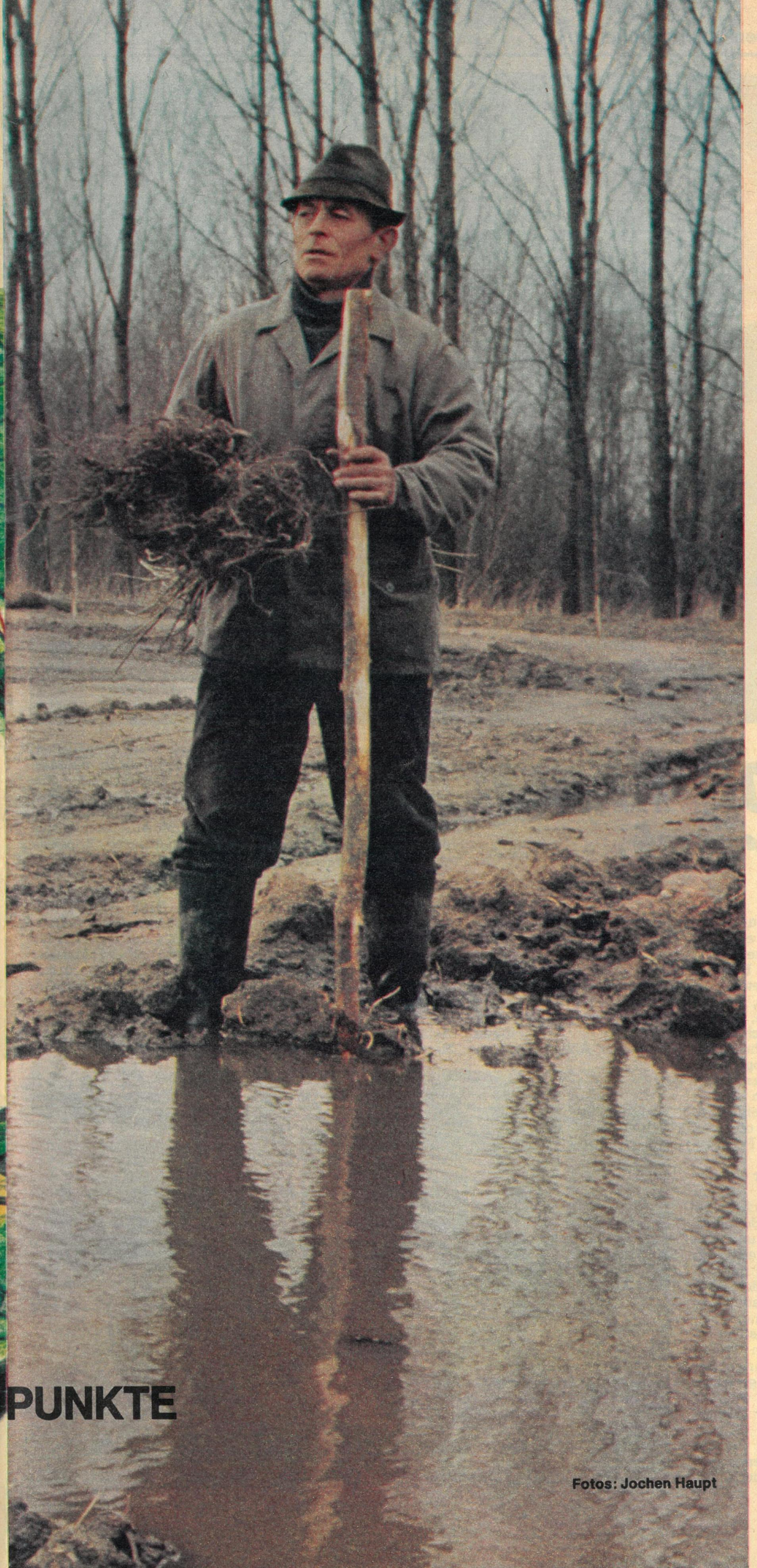
Ehrung für die Opfer des Großen Vaterländischen Krieges.

Doch das Wasser ist die Quelle manchen Reichtums: Riesenhummer werden frei zum Verkauf im Fischladen um die Ecke angeboten.

Zusatzfoto: APN

Wald nach Maß

BILDER UND STAND



PUNKTE

Fotos: Jochen Haupt

Manches, was einmal groß werden soll, fängt bescheiden an… Zeitlich gemessen, ist er ein Jahrhundertwerk – der künftige Erholungswald in der nördlichen Umgebung Berlins. Bis zum Frühjahr soll er vollständig bepflanzt sein auf rund 1400 Hektar, nahezu der doppelten Fläche des Müggelsees, doch Jahrzehnte wird es dauern, bis seine Wipfelhöhe einmal den Köpenicker Revieren gleicht.

Ermöglicht wurde diese „Neulandaktion“ durch die Kläranlage Berlin-Nord, die in Zusammenarbeit mit sowjetischen Fachleuten entstand und das Abwasser der Stadtviertel nach modernsten Verfahren aufbereitet. So können die alten Rieselfelder – einst eine hygienische Errungenschaft nach Geheimrat Virchow – endgültig verschwinden. Die charakteristischen Dämme werden eingeebnet, aus allen Himmelsrichtungen rollen Jungpflanzen für die neuen Forstreviere an.

Forstarbeit ist noch immer eine weitgehend körperliche Betätigung; der Pflanzspaten, den der junge Mann (einer von zahlreichen Helfern aus den Nachbarbezirken) zusammen mit einem Bündel Stecklinge präsentiert, hat längst nicht ausgedient. Obwohl heute bis 80 Prozent maschinell gepflanzt werden, versagt mitunter die Technik vor den Tücken dieses Geländes. Ein Traktor, der dem mit angehängter Pflanzmaschine zu Hilfe kommen sollte, hat sich selber bis zu den Achsen festgefahren. Und: Bunt sieht es aus auf dem Sammelplatz mit den „Baumsäuglingen“. Ganz verschiedene Arten gehen in die Erprobung auf einem Boden, der von Nährsubstanzen förmlich überquillt, andererseits aber mit Fremdstoffen stark angereichert ist. Schnellwachsenden Bäumen, vor allem Laubhölzern, fällt die Rolle von Pionieren zu; sie bilden den „Vorwald“, der später zu einem Teil dem „Schlußwald“ mit vorwiegend Nadelhölzern weichen muß.

Wald nach Maß (nach dem Maß menschlicher Bedürfnisse) – das wird keine langweilige Ansammlung von Plantagen sein. Wildrosen und Vogelkirschen wachsen an Wegrändern, Obstbäume kommen hinzu. Für Bänke und überdachte Raststellen wird ebenso gesorgt sein wie für Vogelnisthecken und Naturwiesen, auf denen abends das Wild heraustritt. Abwechslung schaffen auch Wasserläufe und Teiche, sie erfüllen zugleich den Zweck, älteren Baumbeständen und den angrenzenden Schongebieten ihren Zufluß zu erhalten.

Nicht zu vergessen: Der neue Wald weitet die Berliner Lungen, jene lebenswichtigen Zonen aus Forsten, Parks, Wasserflächen, Gartensiedlungen, die wie große, durchgehende Kanäle tagsüber die städtischen Ballungsgebiete entlüften und nachts sauerstoffreiche Frischluft in breitem Strom zurückführen. Alles in allem versteht sich, daß wir auch die Erfahrungen Moskauer Forstleute nutzen, die den Grüngürtel im Umland ihrer Hauptstadt weitreichend zu einer Region der Erholung und der Volksgesundheit gestaltet haben und zudem wahre Meister sind in der Umquartierung von Gewächsen aus verschiedenen Klimabereichen. Schließlich war es ein russischer Dichter, der Jäger und Wanderer Turgenjew, der einmal sagte, die Natur sei kein Tempel, sondern eine Werkstatt, um darin zu arbeiten. – Wer es ihm nachtun möchte, nicht nur von der Natur zu schwärmen, sondern einen Beitrag zu leisten zur Pflege unserer heranwachsenden Reviere, dem bietet sich in Herbst und Frühjahr reichlich Gelegenheit… Kinderjahre von Bäumen sind Pflegejahre.

Dr. Gerhard Ihlenfeld,
Forstwirtschaftsbetrieb Berlin

● Wörtlich

Ich liebe die Erde, und ich möchte, daß sie vom Schmutz der Kernwaffen befreit wird.

George Harrison, Ex-Beatle, Großbritannien

● Kurz berichtet

Eine Bodenstation des internationalen Nachrichtensystems Intersputnik arbeitet seit kurzem in der Nähe der nikaraguanischen Hauptstadt Managua. Die Station wurde mit Unterstützung sowjetischer Spezialisten aufgebaut und stellt die Grundlage für den Ausbau der Nachrichtenverbindungen Nikaraguas mit der ganzen Welt dar.

Bezwungen wurde nach über einjährigem Kampf mit den Naturgewalten der bisher größte Bohrlochbrand aller Zeiten im neuaufgeschlossenen Tengiser Ölfeld (Nordwestkasachstan). Wie FREIE WELT 2/1986 in einem Bildreport berichtet hatte, schlugen die Flammen bis zu 200 Meter hoch. Gegenwärtig wird der reiche Ölfund zur Ausbeute vorbereitet. Die Spezialisten der Operativabteilung von MINNEFTPROM haben bei der Liquidierung der Feuerfontäne rund 1800 Feuerschutzanzüge verschlissen.

Eine Temperatur von minus 273,13 Grad Celsius erzeugten Wissenschaftler des Instituts für Tieftemperaturen Charkow an der Akademie der Ukrainischen SSR. Dieser Wert liegt nur 0,02 Grad Celsius höher als der absolute Nullpunkt, der tiefstmöglichen Temperatur überhaupt.

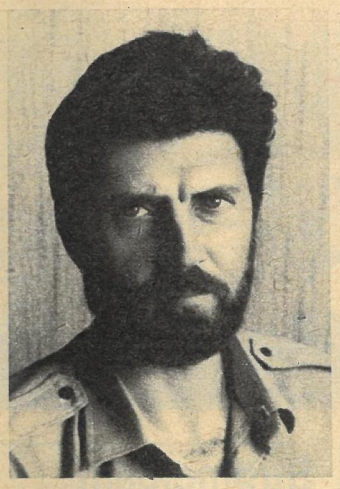
Polen will die Fläche seiner Nationalparks bis 1990 nahezu verdoppeln. Gegenwärtig umfassen die unter Schutz gestellten Flächen 125 00 Hektar. Vier Naturschutzgebiete sollen neu hinzukommen, sieben bestehende Reservate werden erweitert. Derzeit stehen in Polen 390 Tierarten und 230 seltene Pflanzen im „Roten Buch".

Auf wackligem Podest
Grafik aus „Morning star"

Dialog-Klima: sehr gut

Belgiens Regierungschef Wilfried Martens ergänzte seinen vorgefertigten Toast beim abendlichen Berliner Bankett mit der betont formulierten Ansicht, es sei nicht unrealistisch, gegenwärtig an mögliche entscheidende Fortschritte zu glauben. Er bezog diese Auffassung auf das Erfordernis einer neuen Ära in den Ost-West-Beziehungen. In der Tat hat der offizielle DDR-Besuch des Premierministers dieses NATO-Staates Zeichen für ein verantwortungsvolles Miteinander im europäischen, im internationalen Bemühen um Entspannung und Zusammenarbeit gesetzt. Im freimütigen Dialog mit seinem Gastgeber, Erich Honecker, dessen Einladung er gern nachgekommen sei, bekundete der christlich-soziale Politiker den Willen der von ihm geführten Regierung des Königreiches, zu einer Welt mit weniger Waffen und mehr Sicherheit beizutragen. So ist seine Zustimmung für ein Verbot der chemischen Waffen eine realistische Erkenntnis auf diesem Weg, ebenso wie die vordergründig geäußerte Hoffnung, daß den Verhandlungen zwischen der Sowjetunion und den USA zum Komplex der Nuklearwaffen Vereinbarungen entspringen. Wenn der Abbau der Konfrontation, wenn mehr konstruktives Aufeinanderzugehen ungeachtet ideologischer Divergenzen gefragt sind, wie es Erich Honecker hervorhob, so mag auch diese Visite hochrangiger westlicher Gäste in Berlin und in Leipzig als Beweis für normale und natürliche Formen des Zusammenlebens von Ländern unterschiedlicher sozialer Ordnung gelten. Wilfried Martens hat zudem, wie andere Staatsmänner vor ihm, den Leistungen des sozialistischen Landes DDR seine Achtung gezollt – bei der Besichtigung ihrer Metropole wie beim abschließenden Aufenthalt in der Messestadt. Daß belgische Firmen auch in diesem Herbst Export- und Importmöglichkeiten mit Außenhandelsbetrieben unserer Republik erörterten und Vereinbarungen trafen, sich die bilateralen Wirtschaftsbeziehungen DDR–Belgien weiter entfalten, ist zweifelsohne als guter Baustein für das von Wilfried Martens angesprochene und zu stabilisierende Ost-West-Gefüge zu werten.

Günter Stechow (Text)
Zentralbild (Fotos)



Als Arzt in Kälte und Eis

Auskünfte für FREIE WELT gab Dr. med. Alexander Tatewosjanz, Sportarzt in Moskau, Teilnehmer der 29. Sowjetischen Antarktisexpedition.

Unter welchen Bedingungen haben Sie während der Überwinterung 1985/86 dort gearbeitet?

Wir waren zwei Ärzte und hatten 22 sowjetische Wissenschaftler und drei aus der DDR gesundheitlich zu betreuen. Dafür gab es beste Bedingungen: einen modernen Operationsraum, in dem von Möglichkeiten der Anästhesie bis zur Unfallchirurgie und zu Eingriffen der inneren Medizin alles vorhanden war.

Wie sah es mit diagnostischen Hilfsmitteln aus?

Wir hatten eine Röntgeneinrichtung und ein Labor für alle notwendigen Untersuchungen, auch EKG.

Wurde das alles gebraucht?

Für die Teilnahme an solchen Expeditionen werden Menschen mit guter Gesundheit ausgewählt. Deshalb waren unsere eigenen Leute gar nicht so sehr Nutznießer unserer Möglichkeiten. Aber englischen und argentinischen Forschern, die Unfälle erlitten hatten, konnten wir helfen.

Was war das Besondere an Ihrem Dienst?

Man muß Tag und Nacht, eigentlich ohne Pause, einsatzbereit sein. Sicher sind die sehr strengen Arbeitsschutzbestimmungen der sozialistischen Länder, die auch dort in der unwirtlichen Ferne peinlich beachtet werden müssen, mit eine Erklärung dafür, daß es zu keinen lebensbedrohenden Unfällen kam. Unser schwerster war ein gebrochener Zeh. Und die sowjetische Polartechnik erweist sich immer wieder als besonders zuverlässig, leistungsfähig und sicher. Die antarktische Natur ist spröde, aggressiv, launisch. Eines der wichtigsten Arbeitsschutzmittel im Polarsommer bleibt zum Beispiel bei Arbeiten auf dem Gletscher die Sonnenbrille. Keinen Schritt darf man dabei ohne sie ungestraft tun.

Dann ist dort sicher die prophylaktische Tätigkeit des Arztes besonders ausgeprägt?

In der Tat. Sie sicherte, daß es so gut wie keine „Alarmsituation" gab. Die Kälte ist übrigens nicht der gesundheitsgefährdenste Faktor. Gegen sie kann man sich schützen. Aber die Einflüsse der Ionosphäre und des Erdmagnetismus, dazu die häufigen extremen Luftdruckänderungen – wir hatten in dieser Wetterküche keinen Tag ohne Zyklon – machten umsichtige prophylaktische Maßnahmen notwendig, an die ein Arzt in Berlin oder Moskau nie denken würde.

Da haben Sie interessante Erfahrungen sammeln können...

Die wissenschaftliche Tätigkeit gehörte zu unseren wichtigsten Obliegenheiten. Dazu wurden ständig Befragungen und Messungen durchgeführt, deren Ergebnisse am Leningrader Antarktisinstitut verallgemeinert werden.

War damit die Aufgabe des Südpolarmediziners erfüllt?

Keineswegs. Die meiste Zeit galt der Hygiene, besonders der Lebensmittelhygiene, die durch den Wechsel von antarktischer Kälte und Sonneneinstrahlung schwer einzuhalten ist. Übrigens war ich auch Chef der unter unseren Forschern äußerst beliebten Sauna. Man hat als Arzt auch mit „Seelenhygiene" zu tun, denn eine Überwinterung unter unwirtlichen Bedingungen bringt Probleme mit sich. Der wichtigste Streßfaktor ist die ungeheure Entfernung von der Heimat, aber auch, daß man ständig auf engstem Raum miteinander zu tun hat.

Würden Sie wieder auf Südpolexpedition gehen?

Ja, doch muß ich mich nun erstmal nach über einem Jahr Abwesenheit von der Heimat um meinen Anschluß auf dem Gebiet der Sportmedizin kümmern und zum anderen daran arbeiten, unsere wissenschaftlichen Forschungen auszuwerten. Missen aber möchte ich die erfahrungsreiche Zeit am Südpol auf keinen Fall. Schon nicht wegen der herzlichen Freundschaften, die dort entstanden sind, so zum Beispiel mit dem Biologen Dr. Peter von der Friedrich-Schiller-Universität in Jena, dessen Gast ich kürzlich war.

Interview:
Klaus Hurrelmann

Verlockender letzter Rekord

Rekorde im Fußball gibt es nicht, aber es gibt Spieler, die welche haben. Einer von ihnen ist Oleg Blochin, in der Sowjetunion mit 103 Länderspielen und mehr als 200 Toren bei Meisterschaften vorerst nicht zu übertreffen. Schon 16 Jahre spielt er in der „Ersten" von Dynamo Kiew. Er wurde mit diesem fußballerischen Ehepartner „auf ewig" sechsmal Meister, viermal Pokalsieger, 1975 und 1986 Europacup-Gewinner, 1975 auch Sieger im sogenannten Supercup und „Fußballer Europas". Ob es mit seinen 34 Jahren noch zu einem anderen Rekord reicht, darüber wird die Zukunft entscheiden. Gegen Kairat Alma-Ata bestritt Blochin kürzlich sein 400. UdSSR-Meisterschaftsspiel. Um sich in dieser Statistik ebenfalls an die Spitze zu setzen, dazu ist der Weg noch sehr weit. Mit 427 Spielen wird Viktor Schustikow als Rekordhalter geführt, gefolgt von dem bekannten Nationalspieler der sechziger Jahre Galimsjan Chussainow, der es (vornehmlich bei Spartak Moskau) auf 410 Einsätze brachte. Diesen wird Blochin sicherlich noch vom zweiten Platz verdrängen, aber Schustikow? „Um ihn zu erreichen oder zu übertreffen, bietet die laufende Saison keine Möglichkeit mehr. Ich müßte mich im nächsten Jahr entscheiden, eine weitere Spielzeit anzuhängen. Ob ich mich dazu durchringe und die Mannschaft dies akzeptiert, ist im Moment nicht abzusehen." Ein solches neuerliches Ziel ins Auge zu fassen, sei zwar reizvoll, „aber die Jahre im Fußball gehen auch an mir nicht spurlos vorüber". Manchmal sei er müde, gesteht Blochin, „vor allem wenn zwischen Training, Reisen und Spielen keine Pausen mehr sind". Es werde immer schwerer, aufs Feld hinauszulaufen, obwohl dies nichts mit seiner körperlichen Verfassung zu tun habe. „Das eigene Wissen ums Alter tut nicht so weh wie der Ärger, wenn hinterm Rücken die Jahre gezählt werden: Schon weit über dreißig ist er, ein alter Herr..." Und wenn dieser Blochin tatsächlich noch im nächsten Jahr spielt, dann sowieso nur für Kiew: „Diese Stadt ist die schönste, die ich kenne, und diese Mannschaft ist mein Leben." Es hat früher oft Versuche gegeben, ihn mit lukrativen Angeboten von seiner Stadt wegzulocken – zu Real Madrid, zu Kosmos New York... Aber dann hat er gesagt, daß er den Kauf und Verkauf von Spielern nur vom Hörensagen kenne. „Und schon beinah zwei Jahrzehnte im Kiewer Dynamo-Dreß zu spielen, ist ohnehin durch nichts zu ersetzen."

Adi Kodym

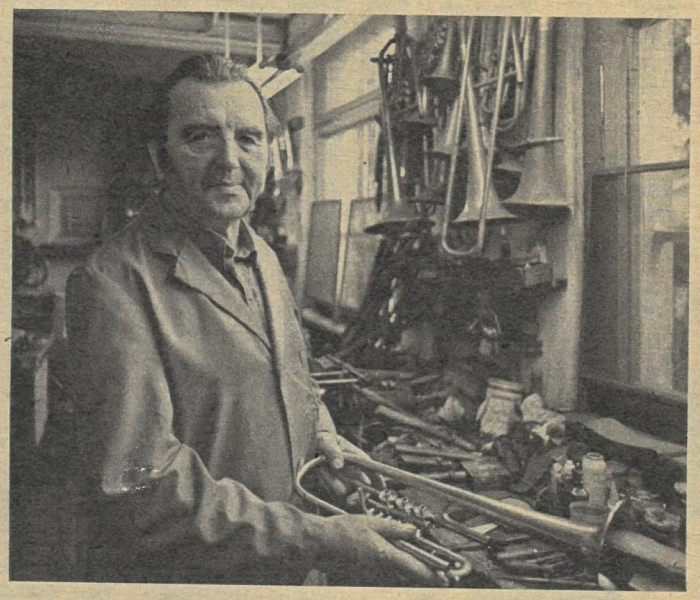
Abgesandte aus aller Welt

Der Beschluß war 1984 gefaßt worden, in Sofia auf der 36. Generalratstagung: Der XI. Weltgewerkschaftskongreß wird für September 1986 nach Berlin einberufen! Hier, in der Stadt des Friedens, werden nun in diesen Tagen die Delegierten des WGB, des Weltgewerkschaftsbundes, ihre Beratungen beginnen. Der WGB, die internationale demokratische Massen- und Klassenorganisation, vereint heute 206 Millionen Werktätige aus Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien und Ozeanien. Der FDGB gehört dem WGB seit 1949 an. Am 3. Oktober 1945, vor knapp 41 Jahren, war der WGB in Paris gegründet worden. Die Vorbereitungen dazu wurden auf einer Konferenz getroffen, die vom 6.–17. Februar des gleichen Jahres in London stattgefunden hatte. In Erinnerung an die Atmosphäre, die dabei herrschte, schrieb Louis Saillant, der erste Generalsekretär des WGB: „Zwar hatte es schon vor dem Krieg Gewerkschaftsorganisationen internationalen Typs gegeben, doch war während des Krieges etwas Neues entstanden. Es hatten sich neue internationale Gewerkschaftsbeziehungen herausgebildet. Die Gewerkschaften des damals einzigen sozialistischen Staates, die Gewerkschaften der Sowjetunion, hatten brüderliche Beziehungen zu den britischen sowie zu den Gewerkschaften anderer kapitalistischer Länder angeknüpft, die bislang jedwede Kontakte abgelehnt hatten. So eröffneten sich die Perspektiven einer wirklich internationalen Gewerkschaftsorganisation, die allen offensteht." Als seine Hauptaufgabe betrachtet der WGB den Kampf für Frieden, Entspannung, Abrüstung, Demokratie, nationale Unabhängigkeit und sozialen Fortschritt, den Kampf gegen Neokolonialismus und Rassismus. Der Einfluß des WGB, in dem inzwischen Gewerkschafter aus 83 Ländern zusammengeschlossen sind, reicht weit über die Grenzen der Mitgliedsorganisationen hinaus. So entsandten beispielsweise zum X. Weltgewerkschaftskongreß, der 1982 in Havanna tagte, 358 Gewerkschaften aus 138 Ländern ihre Vertreter. Der WGB trug mit Aktionen für Frieden und Abrüstung wesentlich zur Festigung der Einheit innerhalb der Gewerkschaftsbewegung bei.

Bruno Bertelmann

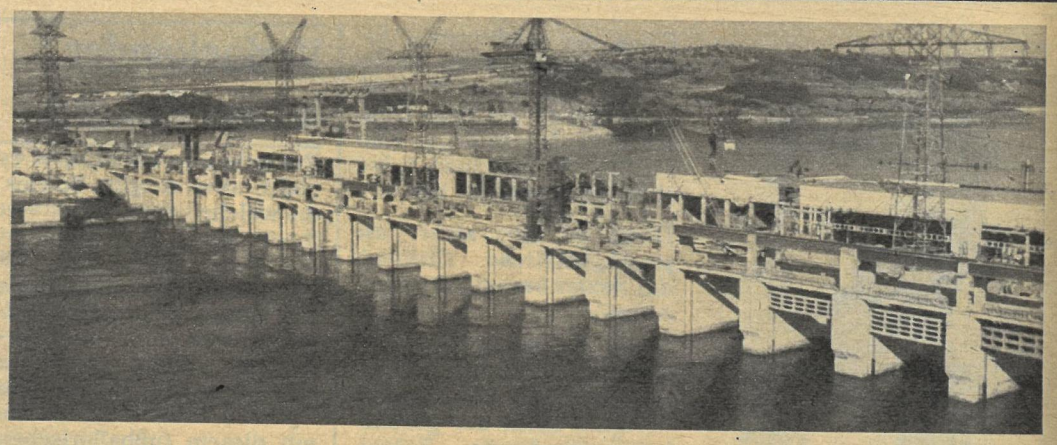
Der Trompeten-Baumeister

Erfinder der Trompete soll Osiris, ein ägyptischer Gott, gewesen sein. Das ist überliefert. Also nicht sicher. Ganz sicher hingegen ist, daß Ludwig Güttler wie ein junger Gott Trompete bläst. Der weltweit bekannte Musik-Professor spielt auch auf Instrumenten, die aus der Dresdner Werkstatt von Arno Windisch stammen. Dort, auf der Carolinenstraße 12, frage ich den Meister: „Muß ein Trompetenbauer auch selbst Trompete blasen können?“ Er bejaht ohne Zögern: „Das ist Voraussetzung für die Meisterprüfung.“ Arno Windisch begann damit als Neunjähriger an der Musikschule im heimatlichen Klingenthal, der Stadt, in der schon sein Vater Instrumente baute: Akkordeons. Wie es den jungen Mann aus dem Musikwinkel nach Dresden verschlug? „Die Musikstadt hatte nach dem Kriege keinen Blechinstrumentemacher mehr.“ Also kam er auf Wunsch der Bezirkshandwerkskammer an die Elbe.



Vor 32 Jahren. Seither baut – und repariert – er Blechblasinstrumente zur Freude vieler Musiker mit kräftigen Lungen. Der nun Fünfundsechzigjährige drückt mir, der ich von Tuten und Blasen keine Ahnung habe, ein Buch in die Hand: „Die Trompete. Ihre Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart.“ Der Autor ist der Schweizer Edward Tarr. Nun weiß ich, daß ägyptische Soldaten bereits im Jahre 1415 vor unserer Zeitrechnung Trompete bliesen. Auf den Seiten 116/117 sind Trompeten abgebildet, etwas modernere. Über einer der Abbildungen: „Trompete in B. Von Arno Windisch, Dresden (1974).“ „Donnerwetter“, sage ich anerkennend und sehe, daß sich der Meister freut. Ob es auch Äußerungen von Solisten gäbe, die auf seinen Instrumenten spielen? Ja, sagt er, verschwindet im Nebenraum, kommt mit Briefen zurück, meist gerahmt und unter Glas. Da schreibt der japanische Solotrompeter Soichiro Mikamo: „Ich freue mich, Ihnen mitzuteilen, daß die von Ihnen hergestellten Instrumente, die von den Musikern des Philharmonischen Orchesters Osaka gespielt werden, wirklich ausgezeichnet sind.“ Jahre später – 1983 – war der Chef des erwähnten Orchesters, Generalmusikdirektor Professor Takashi Asahina, Gastdirigent der Dresdner Philharmonie – und versäumte nicht, Meister Windisch zu besuchen. „Anläßlich der Ausstellung, die Sie mit Ihren Instrumenten in Wien veranstalteten, bestätige ich gern, daß die dort gezeigten B-, C- und D-Trompeten eine ganz erstklassige Qualität aufweisen.“ Das schrieb der ehemalige Solotrompeter der Wiener Philharmoniker, Professor Helmut Wobisch. Meister Windischs kunstvolle Handarbeit wird von Musikern des Zentralen Gesangs- und Tanzensembles der Sowjetischen Streitkräfte in Wünsdorf durch kunstvolle Mundarbeit ebenso zum Klingen gebracht wie von Bläsern des Leipziger Gewandhaus-Orchesters und der Dresdner Philharmonie. Auch in anderen weltbekannten Klangkörpern wie der Staatskapelle Berlin, Dresden, Weimar und der Mecklenburgischen Staatskapelle Schwerin sind Instrumente von Meister Windisch unentbehrlich. Eine seiner Töchter – Constanze, gelernter Finanzkaufmann – bläst übrigens Trompete, und hat – zur Freude des Vaters – in diesen Tagen ihr musikpädagogisches Studium an der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ in Berlin begonnen.

Horst Goldschmidt



Stromgigant

Beim Bau des rumänisch-jugoslawischen Wasserkraftwerkes „Eisernes Tor II“ ging der siebente Block vorfristig ans Netz. Beide Länder teilen sich die hier umgewandelte Donau-Energie.

Burgbergbahn

Einst sehr beliebt, nahm sie nach 42 Jahren wieder ihren Betrieb auf: die Budapester Drahtseilbahn zum Budaberg. Sie war Ende des zweiten Weltkrieges zerstört worden.

Marderkatze

In Nowosibirsk aufgezogen: drei von der Mutter verstoßene Marder. Fenja, die Katze, nährte sie.

Flugneuling

Trägt 40 Passagiere und 3,6 Tonnen Fracht bei 400 bis 500 km/h maximal 2400 Kilometer weit: die neue ČSSR-Maschine L-610, in Kooperation mit der UdSSR in Kunovice gebaut.

Heilkunst

„Nähten“ in einer vierstündigen Operation dem achtjährigen Dima Klimow (Foto) sein rechtes Bein wieder an: Prof. Jewgeni Wagner und sein Ärzteteam am Medizinischen Institut Perm. Der Splitter eines explodierenden Gasballons, den andere Jungen ins Lagerfeuer warfen, hatte Dimas Bein abgetrennt.

Lexikon der Demographie

Umfangreiche Informationen über die Sowjetunion und alle Länder der Welt enthält das neue „Demographische Lexikon“ (Russisch: „Demografitscheski Enzyklopeditscheski Slovar“), das in einer ersten Auflage von 75 000 Exemplaren im Moskauer Verlag „Sowjetskaja Enzyklopedija“ erschienen ist. Das über 600 Seiten umfassende Werk vereinigt über 1600 Artikel, Karten, Grafiken und Fotos. So umfassend die Demographie als Wissenschaftsgebiet ist – sie beschäftigt sich mit den Gesetzmäßigkeiten der Bevölkerungsentwicklung –, so breit ist auch das Spektrum der 270 in- und ausländischen Autoren, die an diesem Werk mitarbeiteten: Demographen, Ökonomen, Geografen, Historiker, Philosophen, Statistiker, Juristen, Mediziner, Biologen u. a. „Über neun Jahre dauerte die Arbeit an diesem Nachschlagewerk“, berichtete Professor Walentej, Chefredakteur dieses gewichtigen Bandes. Entstanden in gemeinsamer Arbeit des Enzyklopädie-Verlages und der Moskauer Staatlichen Universität (MGU) wird das neue Lexikon gleichzeitig als „eine erste Erfahrung für die Herausgabe einer sowjetischen Enzyklopädie zur Bevölkerungsansiedlung“ angesehen. Daß potentiell etwa sechs Siebentel der heutigen Bevölkerung der Sowjetunion das Jahr 2000 erleben, erfährt man von den Wissenschaftlern, die sich nicht nur an Spezialisten, sondern an einen breiten Leserkreis wenden. Die Aktualität der Daten reicht bis zum 11. Juli 1985, dem Redaktionsschluß. Einige Beispiele: 65 Prozent der 273 841 000 Sowjetbürger leben in Städten, davon in Moskau 8 537 000. Das „Demografitscheski Slovar“ ist eine wahre Fundgrube an Interessantem und Wissenswertem. Oder wußten Sie schon, daß Italien das einzige europäische Land ist, in dem es bereits in der Antike Volkszählungen gab? Oder daß Ansätze einer Familiengesetzgebung unter dem römischen Imperator, nach dem der Monat August benannt ist, bereits einen „Baby-Boom“ stimulierten? Oder daß im 11. Jahrhundert bei der ersten Volkszählung in England die Befragten gemahnt wurden, die Fragen so wahrheitsgetreu zu beantworten, als stünden sie vor dem „Jüngsten Gericht“?...

Volker Hempel

Heilkur für Danae

Goldenes Licht lag seit dreihundertfünfzig Jahren auf dem Körper der Danae. Vom göttlichen Zeus ging der warme Schimmer aus. Er soll sich – so ist die Kunde durch Jahrtausende auf uns gekommen – der Tochter des Königs von Argos als goldener Regen genähert haben. 1636 hat Rembrandt sein Bild von diesem Geschehen signiert (Repro: Ausschnitt). Vor einem Jahr nun war für die ewige Schönheit der Rembrandtschen Danae das Schlimmste zu befürchten. Blasen bildend rann an jenem Junisamstag eine zunächst nicht näher bestimmbare Flüssigkeit über das Gemälde, hinterließ dunkle Streifen auf dem Körper der sagenhaften Prinzessin: Säure. Ein Attentat war auf eines der wertvollsten Stücke der Leningrader Ermitage, auf dieses einzigartige Zeugnis der Kulturgeschichte der Menschheit von einem Geisteskranken verübt worden. Was sagt eine Versicherungssumme von zehn Millionen Rubel über den unschätzbaren künstlerischen und historischen Wert des Meisterwerkes? Nur einen Augenblick lang standen Mitarbeiter des Museums fassungslos vor diesem unerhörten Vorgang. Dann ordnete der stellvertretende Direktor Vitali Suslow eine Behandlung an, bei der sich jedem Liebhaber der schönen Künste normalerweise die Haare sträuben würden. Danae, wie jedes Gemälde in jeder guten Galerie sorgsam selbst vor unzuträglicher Luftfeuchtigkeit geschützt, wurde eineinhalb Stunden lang mit Leitungswasser gewaschen. Ein Risiko, doch für chemische Analysen der aggressiven Flüssigkeit war zunächst nicht die Zeit. Das Bad, stellten Experten später fest, war die richtige Prozedur. Die Säure hatte ihr zerstörendes Werk aber schon begonnen. Die Nässe tat ein übriges. Gut erhalten waren Danaes Kopf, Schultern, Brust und der auf dem Kissen ruhende Arm. Andere Partien des Bildes hatten arg gelitten. Auch ins Ausland drang die Nachricht vom Tod der für unsterblich gehaltenen weltberühmten Königstochter. Unterdessen hatte sie in einer eigens für sie eingerichteten Restaurierungswerkstatt schon wieder Besuch. Die Direktoren des New Yorker Metropolitan-Museums und des Chikagoer Instituts of Arts konnten den Restauratoren ihren Respekt nicht versagen. Nach gründlichsten Untersuchungen liegt ein Dossier aller Details der „Danae“ vor. Die Säure ist nicht unter die Malschicht gedrungen, hat Rembrandts Leinwand nicht gefährdet, sich an mehreren Stellen jedoch mit seinen Farben fest verbunden. Keinen Augenblick stand für die Restauratoren die Frage, diese Partien zu entfernen und von eigener Hand zu ergänzen. Der wiederhergestellte Rembrandt kann nur der Original-Rembrandt sein. Keine Mühe wird zu groß sein, durch Verdünnen und Ausgleichen die Handschrift des Meisters zu bewahren. Im schlimmsten Fall, so überlegt man, lieber mit einem kleinen Rest von Beschädigungen als mit Imitation. Damit der Betrachter irgendwann wieder sagen kann: Das ist sie, die Danae. Mag sie auch Schaden genommen haben, sie ist ein echter Rembrandt. Dieser Fall, hoffen die Spezialisten, wird nicht eintreten. Auf einen Termin für die Vollendung ihres filigranen Werks aber wollen sie sich vorerst nicht festlegen.

Anja Jelissejewa

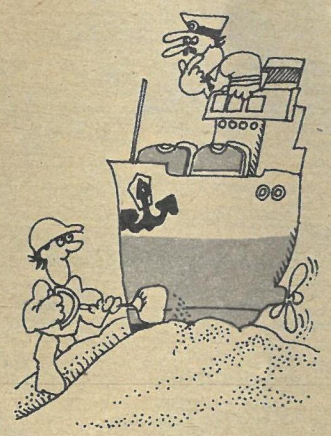
● Erfahrenes

Die Musik ist ein gutes Mittel, Traditionen weiterzugeben. Das zeigt die Folklore. Doch Traditionen muß man nicht nur weitergeben, sondern auch wiederbeleben und verjüngen.

Alexej Koslow, UdSSR Jazz-Musiker

● Am Rande

In heftigem Sturm strandete ein Tankschiff auf einer Sandbank vor einer Insel im Ochotskischen Meer. Als sich der Wind gelegt hatte, lag das Schiff auf dem Trokkenen, fast einen Kilometer vom Wasser entfernt. Die stürmische See hatte Sand über Sand angeschwemmt. Erst ein Saugbagger, der nach sechstägigem Einsatz einen Kanal durch den Sand bohrte, konnte das Tankschiff bergen. – Eine Geschichte, die nicht im Sand verlief.



● Persönliches

Der Älteste in der Aserbaidshanischen Seiltänzerfamilie Alikperow ist 75, die Jüngste 5 Jahre alt. Großvater und Enkelin treten zusammen auf. Der Bruder der jungen Artistin und ihr Vater wirken ebenfalls mit. Diese Volkskunstart wird im Geschlecht der Alikperows bereits seit rund 150 Jahren gepflegt.

Der Budapester Uhrmacher László Kövesd weiß stets, was die Stunde geschlagen hat. Seine wertvolle Uhrensammlung zählt zur Zeit 150 Zeitmesser verschiedenster Epochen seines Handwerks und gehen fast alle, dank seiner Pflege, noch auf die Minute genau.

Zu einem wahren Triumph der sowjetischen Schule des DAME-Spiels wurden die in Cannes (Frankreich) ausgetragenen Weltmeisterschaften. Jelena Altschul aus Minsk wurde zum fünften Male Weltmeisterin. Den 2. und 3. Platz belegten Soja Sadowskaja (Minsk) und Zivile Ringislene (Vilnius). Vierte wurde Olga Lewina aus Charkow.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: V. Hohlfeld, U. Burchert; APN, Agerpress, ČTK, MTI, TASS/A. Poljakow, J. Saguljajew; Repro (1), Vignette: D. Schüler

Der Spaten gehört zu ihm und seiner Arbeit ebenso wie das schmale, bescheiden möblierte Dienstzimmer im zweiten Stock, wie verwirrend bunte Landkarten und ungewöhnliche Bilder, die kein Maler schuf: Bodenprofile in braunem Holzrahmen; exakte, metertiefe Schnitte durchs Erdreich, mit Steinen durchsetzt, von Wasseraderresten und Regenwurmgängen durchzogen. Bilder, deren Nutzen – und deren Schönheit – sicher nur der Fachmann voll zu erfassen vermag. Der Mann mit dem Spaten weiß um ihren Reiz; er, der den Boden unserer Mutter Erde zum Gegenstand seiner Wissenschaft machte, der in und mit unserer Republik wuchs und für den im doppelten Sinn ein Wort zutrifft: bodenständig.

Das erste, was mir klar wurde: Der Professor liebt kurze, exakte Formulierungen. Der Name seiner Arbeitsstelle aber ist leider lang. Exakt einhundertsiebenunddreißig Buchstaben: Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR, Forschungszentrum für Bodenfruchtbarkeit Müncheberg, Bereich Bodenkunde und Fernerkundung, Eberswalde. In dieser Kreisstadt sitzt er. Auf der Schicklerstraße 3. Daß seinem Dienstzimmer der Aschenbecher fehlt, läßt mit an Wahrscheinlichkeit grenzender Sicherheit auf zweierlei schließen. Auf ziemlich gesunde Lebensweise – und: Er mag keinen blauen Dunst. Zwei leichte Zigarillos je Woche, meist zu Haus geraucht, erscheinen da als läßliche Sünde.

Die Bodenkunde, die Pedologie, der er sich seit Jahrzehnten verschrieben hat, ist eine der ältesten Wissenschaften überhaupt. Schon der alte Grieche Theophrast (371–286 v. d. Z.), ein Schüler des Aristoteles, schuf eine recht brauchbare wissenschaftliche Grundlage zur Systematik der Böden. Und der vielseitige Justus von Liebig (1803–1873) erfand in jungen Jahren nicht nur die Knallerbsen und später den nach ihm benannten bekannten Fleischextrakt, seine Untersuchungen des Ackerbodens waren im 19. Jahrhundert auch von besonderer Wichtigkeit für die Landwirtschaft.

„Na ja", sagt der Professor und guckt ziemlich verwundert, als er den letzten Teil meines informativen Satzes über Liebigs Verdienste hört. „Der Liebig hat sich ja doch wohl mehr um die Agrochemie bemüht", wirft er ein. Ich suche nach Worten. „Meine Weisheiten", beginne ich zaghaft zu widersprechen, „stammen aus dem Meyer vom Jahrgang 1962". „Mag sein, aber für unsere Wissenschaft waren Albrecht Thaer und Emil Ramann wichtiger, und später ganz besonders Wassili Dokutschajew, der zum Begründer der Bodengenetik und Bodengeographie wurde."

Der Zusammenhang

Bevor sich der Pedologe Lieberoth daran gewöhnen mußte, mit akademischem Grad und Titel zu leben, studierte er in Leipzig. Dort an der Universität wurde er 1952 Mitglied der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Vier Jahre früher war er der CDU beigetreten. Für ihn durchaus folgerichtige Entscheidungen: CDU-Mitglied wurde er, weil das Programm dieser Partei seinen politischen Vorstellungen entsprach. Und unserer Freundschaftsgesellschaft trat er bei, weil ihre Zielsetzungen seine politischen Vorstellungen ergänzten. „Sie kennen sicher das bekannte Wort aus dem Latein: Ex oriente lux – Aus dem Osten kommt das Licht! Auf dem Abzeichen meiner Partei ist diese Wahrheit bereits seit Jahrzehnten aktualisiert: Ex oriente pax – Aus dem Osten kommt der Frieden! Da haben Sie den Zusammenhang!"

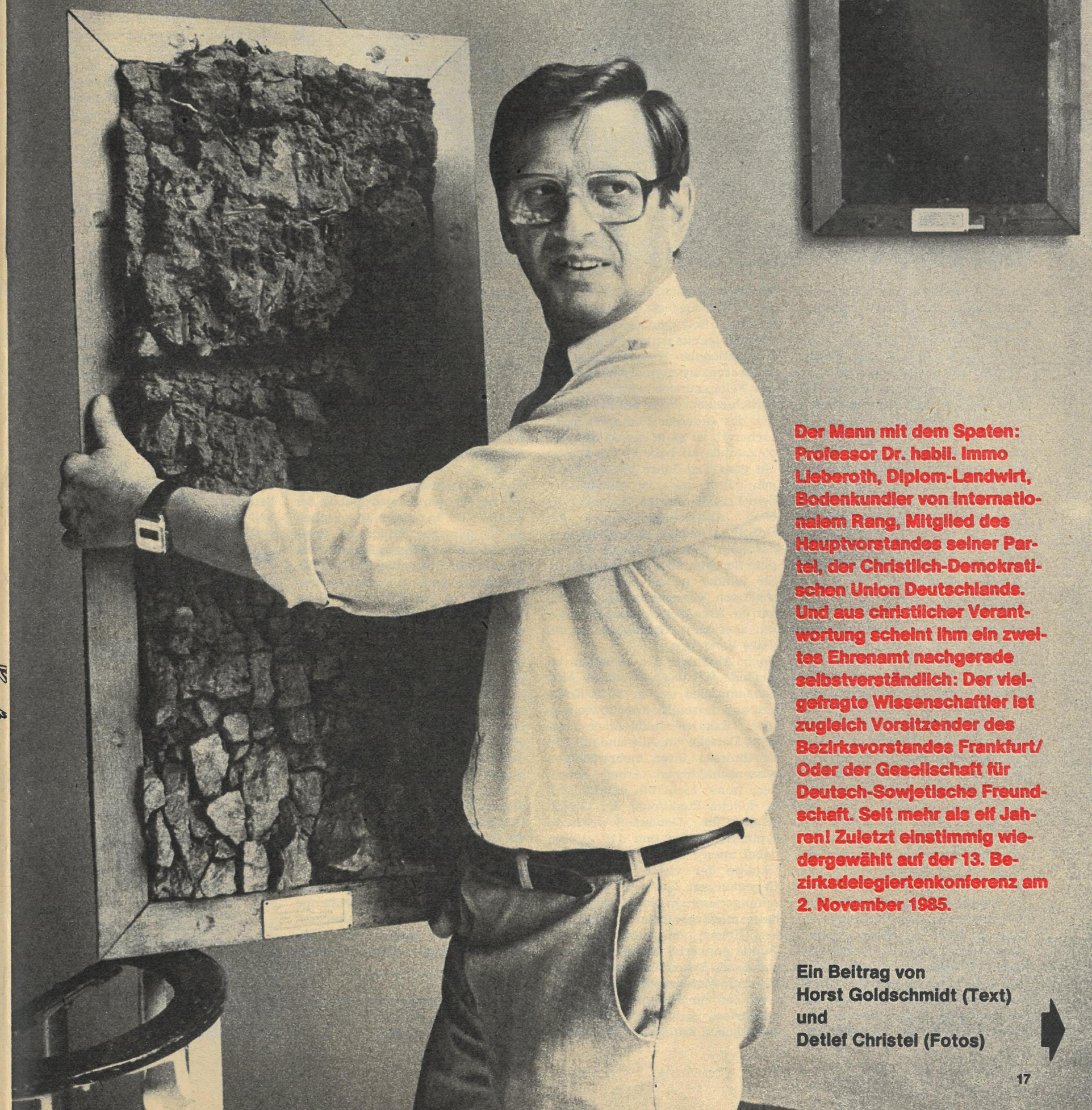
Wer ist Leskow?

1964, als Mann von Mitte Dreißig, war er zum ersten Mal dienstlich im Freundesland, erlebte er Moskau. Sein Fachkollege und Gesprächspartner: Professor Assejew. Als Gast in dessen Heim sah er im Bücherschrank viele gute Bekannte: Puschkin, Tolstoi, Dostojewski, Tschechow. Dann eine lange Buchreihe mit einem Namen, der ihm fremd war. „Wer ist Leskow", fragte er. „Was, den kennst Du nicht", gab Assejew verblüfft zurück. Zu jener Zeit waren Übersetzungen der Leskowschen Werke bei uns nicht im Handel. Das hat sich inzwischen geändert. Längst stehen im Bücherschrank von Immo Lieberoth dickleibige Leskow-Bände, von denen mancher nicht nur einmal gelesen wurde. „Ich mag Leskow sehr, einen phantastischen Erzähler. Er war ein Zeitgenosse Tolstois und lebte von 1831 bis 1895."

Die Besucherin

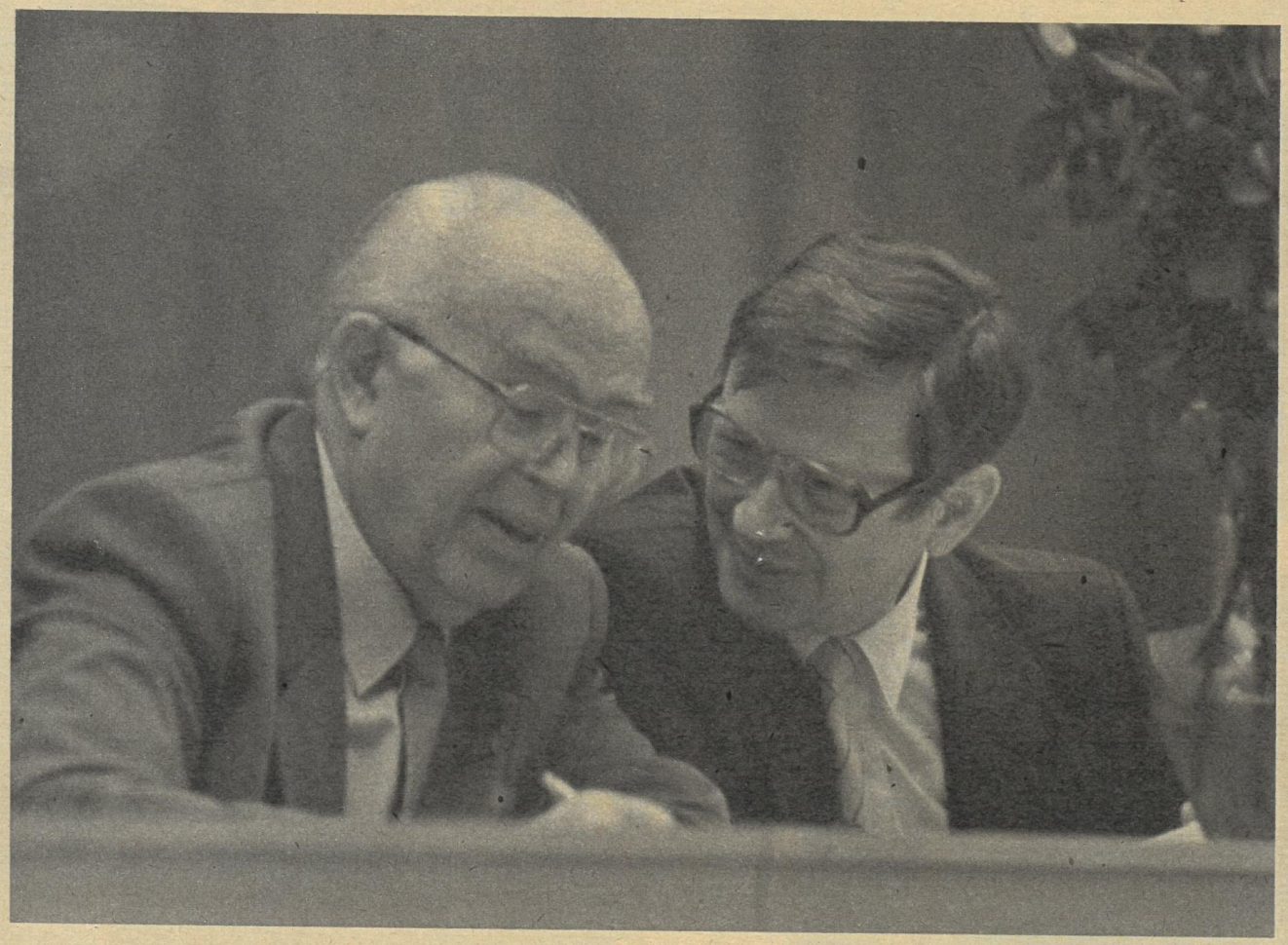
Wer in der sowjetischen Metropole zu tun hat und kunstinteressiert ist, wird nicht versäumen, der weltbekannten Tretjakow-Galerie einen Besuch abzustatten. Immo Lieberoth erinnert sich deutlich an eine Begebenheit: Jene Frau, die ihm freundlich und geduldig die Schätze zu erschließen half, war

Bilder, die kein Maler schuf



Der Mann mit dem Spaten: Professor Dr. habil. Immo Lieberoth, Diplom-Landwirt, Bodenkundler von internationalem Rang, Mitglied des Hauptvorstandes seiner Partei, der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands. Und aus christlicher Verantwortung scheint ihm ein zweites Ehrenamt nachgerade selbstverständlich: Der vielgefragte Wissenschaftler ist zugleich Vorsitzender des Bezirksvorstandes Frankfurt/Oder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Seit mehr als elf Jahren! Zuletzt einstimmig wiedergewählt auf der 13. Bezirksdelegiertenkonferenz am 2. November 1985.

Ein Beitrag von
Horst Goldschmidt (Text)
und
Detlef Christel (Fotos)



Bezirksdelegiertenkonferenz der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft: Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, und Immo Lieberoth, Bezirksvorsitzender Frankfurt/Oder.

keine Angestellte der Galerie, sie war Gast wie er und hatte sich ihm zugesellt, als sie ihn und seine Frau deutsch sprechen hörte. Sie käme jedesmal bei einem Moskau-Besuch hierher, erzählte sie, lebe aber ansonsten in ziemlicher Ferne. Die Frau, wohl an die Fünfzig damals, war klein, untersetzt und sehr gesprächig. „Wo haben Sie deutsch gelernt", fragte er. „Ach wissen Sie", sagte sie ausweichend und schien zu überlegen. Dann, nach geraumer Pause, die so gar nicht zu ihrem lebhaften Wesen paßte: „Ich bin Jüdin und komme aus Moldawien... Während der Besatzungszeit habe ich fast alle meine Angehörigen verloren."

Auf Reisen

Es muß Ende der sechziger Jahre gewesen sein: Immer wieder wischen sich die Männer, die sich mit dem Bus über Haupt- und Nebenstraßen, auch über Feldwege schaukeln ließen, die schweißnasse Stirn. Frühzeitig aus dem Bett, fast nie vor 22 Uhr Abendbrot, das ist ihr Tagesrhythmus. Zwischen Morgen und Nacht liegen Hunderte von Kilometern. So geht das fast zwei Sommerwochen lang. Die Männer aus dem Bus haben eine gemeinsame Aufgabe: Sie sind den unter der Bodenkruste unseres Planeten schlummernden Geheimnissen auf der Spur. Deshalb arbeiten auf fruchtbarer ukrainischer Erde Wissenschaftler verschiedener Disziplinen Hand in Hand: Bodenkundler wie Lieberoth, Quartärgeologen, Geographen, Archäologen und Anthropologen aus der Sowjetunion, aus unserer Republik und aus anderen sozialistischen Ländern. Die Gelehrten, jetzt eher Bauarbeitern ähnlich, begeben sich mit ihrem Arbeitsgerät zu den vorbereiteten Bodenaufschlüssen. Sie, die sich bereits dann und wann auf internationalen Kongressen begegnet waren, arbeiten erstmals bei einer Feldexkursion zusammen. Natürlich schaut einer auf die Methoden des anderen. Und auch Immo Lieberoth ist es in diesen Stunden so zumute, als habe er vor seinem ein ganz Teil Jahre älteren Kollegen Professor Dr. Gerassimow, dem Präsidenten der Bodenkundlichen Allunionsgesellschaft der UdSSR, gleichsam eine Prüfung zu bestehen. Sehr bald zeigen die Dispute der weit über die Grenzen ihrer Länder in der Fachwelt geschätzten Wissenschaftler, daß einer die Arbeitsmethoden des anderen anerkennt. Grundlage für ein gutes Verstehen.

Nach Abschluß der Arbeiten im Gelände lädt das sowjetische Akademiemitglied seinen DDR-Kollegen und dessen Ehefrau sowie weitere Exkursionsteilnehmer auf seine Datsche ein. Alle sind mit den Ergebnissen ihrer mehrwöchigen wissenschaftlichen Arbeit zufrieden. Immo Lieberoth erzählt, daß er daheim Funktionär der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft sei und daß es ihm dabei immer darum gehe, die Erlebnisse der vielen persönlichen Begegnungen, die er auf Forschungsreisen in der Sowjetunion hatte, möglichst vielen Bürgern seiner Heimat nahezubringen. Die Runde antwortet mit einem Toast auf dieses Bekenntnis. Und einhellig ist die Meinung: Es gehört in unserer Zeit zur Verantwortung eines Gelehrten, nicht nur in wissenschaftlichen Kategorien zu denken, sondern stets auch die politischen Zusammenhänge zu erkennen, also im doppelten Sinne Verantwortung für die Gesellschaft zu tragen!

Zehn Minuten live

Die ukrainische Erde indes war für ihn nur ein Forschungsgegenstand. Reisen im Auftrag seines Instituts führten ihn in den vergangenen Jahrzehnten bis ins ferne Jakutien, an die Lena mit Dauerfrostboden, bis nach Syktiwkar, die Hauptstadt der Autonomen Sowjetrepublik der Komi. Und in seiner Eigenschaft als langjähriger Funktionär unserer Freundschaftsgesellschaft war er mit einer Delegation des Zentralvorstandes auch in Armenien und natürlich in der Hauptstadt Jerewan. Und wie es das randvolle Programm so vorsah, wurden er und seine Begleitung gebeten, bei Radio Jerewan, dem in Humorkreisen berühmten Sender, zu sprechen, live, und das Ganze sollte zeitgleich auch über die Bildschirme im Lande flimmern. Der verantwortliche Redakteur – und das ist kein Jerewan-Witz! – hatte den genialen Einfall, eine halbe Minute vor Sendebeginn die Reihenfolge der Redner kurzerhand zu ändern, so daß Professor Lieberoth als erster an die Reihe kam und zehn Minuten über seine Eindrücke sprechen mußte. „Wissen Sie, wie lang zehn Minuten sein können, wenn im Hinterkopf immer eine Warnlampe blinkt: Erzähle nur nicht deine ganzen Jerewan-Witze!" Die zehn Minuten vergingen. Der Professor blieb ernst. Und die Jerewan-Witze, die er von dieser Reise mit nach Eberswalde brachte? Die hat er im Laufe der Jahre leider vergessen.

Erfüllte Träume

„Die effektivste Bodennutzung, das war schon immer der Wunschtraum der Bodenkundler. Erst sozialistische Produktionsbedingungen rückten das in den Bereich des Möglichen. Daß es Realität wird, die Gratis-Produktivkräfte der Natur noch besser und umfassender zu gebrauchen, liegt an uns allen, die wir mit dem Boden zu tun haben, Praktiker wie Wissenschaftler." Sagt der Professor, der wesentlich daran beteiligt war, die „Mittelmaßstäbige Landwirtschaftliche Standortkartierung" (MMK) der in der DDR bearbeiteten Flächen auszuwerten, um die natürlichen Standortverhältnisse noch ertragbringender als bisher zu erfassen und nutzen zu können. „Das geht", so erläutert er, „weit über die bisher übliche Bodenschätzung hinaus und trägt den Erfordernissen sozialistischer Großproduktion Rechnung. Dabei werden auch bisher vernachlässigte Faktoren, wie Steinbesatz, Bodenwaser und Hanglagen, berücksichtigt. Schließlich gehört der Boden zu den kostbarsten Gütern, die wir besitzen. Übrigens hat der XI. Parteitag der SED auch unserem Institut Aufgaben gestellt, die wesentlich die Arbeit der nächsten Jahre bestimmen werden."

Vergriffen

Die knapp bemessenen Freizeitstunden von drei Jahren stecken in dem dicken Buch, das Professor

Begründet von Humboldt: Die Alte Forstakademie, ein historisches Bauwerk in Eberswalde.

Bilder, die kein Maler schuf

Lieberoth mir zeigt. „Bodenkunde“ hat er's genannt. Kein Titel, der Durchschnittslesern spannende, aktionsgeladene Lektüre verspricht. Indes ein Reißer für Experten, eine Fundgrube für Bodenkundler aller Wirtschaftszweige, inzwischen ein Standardwerk seines Wissenschaftsgebietes. Bereits in 3. Auflage erschienen, die innerhalb weniger Monate vergriffen war. Professor Zonn, der Chefredakteur der in Moskau erscheinenden Fachzeitschrift „Bodenkunde“, besprach es ausführlich in seinem Blatt und schlug vor, es ins Russische zu übersetzen…

Die alte Wissenschaft der Bodenkunde, zu der noch immer der Spaten gehört, hat sich in unseren Tagen mit einem Zweig der modernsten Wissenschaft verbündet. Immo Lieberoth gehört, was deren Einführung in die Pedologie betrifft, zu den Pionieren. „Alle wichtigen Kennwerte, die wir von den Böden der DDR sowohl im Feld als auch im Labor ermitteln, werden heute bei uns EDV-gerecht im Datenspeicherboden (DABO) erfaßt und genutzt. Das garantiert nicht nur eine große Rationalisierung der Forschungstechnologie, sondern zugleich auch eine schnellere und umfassendere Auswertung standortkundlicher Daten.“

Ansprüche

Wir hatten uns in Frankfurt an der Oder kennengelernt, im vergangenen Herbst während der 13. Bezirksdelegiertenkonferenz unserer Freundschaftsgesellschaft. Damals nannte Professor Lieberoth im Referat als eine Zielstellung, die Zahl der Mitglieder im Oderbezirk bis zum XI. Parteitag der SED auf 250 000 zu erhöhen. In diesen Sommertagen nun frage ich ihn, wie es damit steht. „Inzwischen ist die Zielstellung schon weit überschritten“, sagt er ohne Zögern und mit spürbarer Freude.

In den Sitzungen des Bezirksvorstandes, die er leitet, ist er ein streitbarer Partner, weil er im Interesse der Qualität der Arbeit hohe Ansprüche stellt, die bis zu ausgereiften, treffsicheren Formulierungen in den Dokumenten und Beschlußentwürfen reichen. Bei denen, die sich's leicht machen, eckt er mit seiner konsequenten Art nicht selten an, bei denen, die sich ehrlich mühen, findet er Verständnis und Partnerschaft. „Es kommt darauf an“, sagt er, „daß wir mit unseren Beschlüssen schon von der Formulierung her die Mitglieder wirklich ansprechen und motivieren, daß wir zentrale Beschlüsse nicht schematisch, sondern sinnvoll auf die Gegebenheiten des Bezirks übertragen und dabei trotzdem hohe Anforderungen stellen.“

Der Schreibtisch

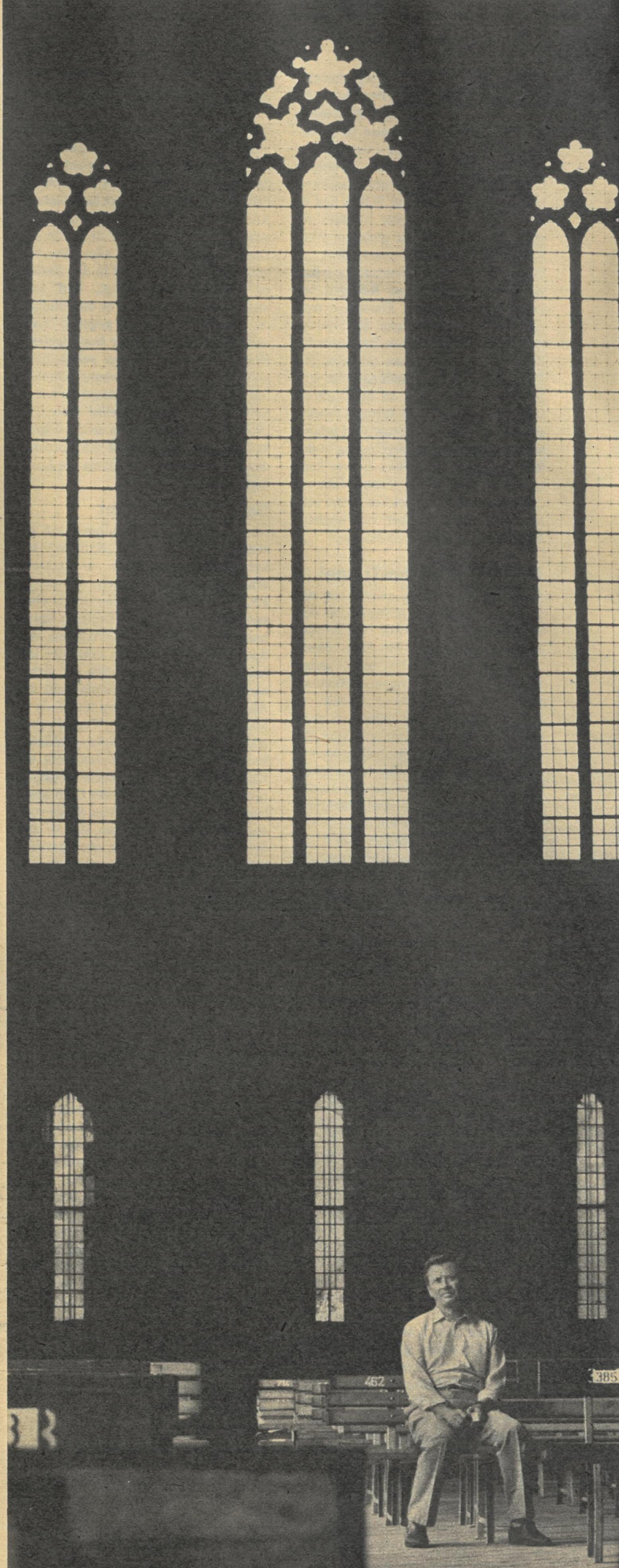
In seinem Institut ist Professor Lieberoth Leiter der Abteilung Standortbeurteilung, und er hat, wie sich das gehört, natürlich auch einen Schreibtisch. Ein ziemlich stiefmütterlich behandeltes Möbel, denn sein Nutzer ist oft abwesend – in der Republik unterwegs, um die mit seinem Kollektiv gewonnenen Forschungsergebnisse in die unmittelbare Praxis der Landwirtschaft zu überführen. Was das heißt? „Beratung und Diskussion der Anwendung und der Auswertungsmöglichkeiten in den Wissenschaftlich-Technischen Zentren (WTZ) der Bezirke.“ Bei den Studenten der höheren Semester an der Martin-Luther-Universität Halle ist er ebenfalls ein guter Bekannter. Er hält Gastvorlesungen und leitet Seminare.

Das Arbeitspferd

„Wenn man das so liest, was du bisher geschrieben hast, kann man den Eindruck gewinnen, dein Professor sei ein Arbeitspferd ohne Privatleben“, sagt ein mir wohlgesonnener Bekannter. Der Mann hat recht.

Also greife ich trotz Hundstagshitze erneut zum Stift, um das Bild des Mannes zu runden, den kennengelernt zu haben mir als Gewinn erscheint. Natürlich hat Immo Lieberoth ein Privatleben, auch wenn er – zumal neugierigen Journalisten gegenüber – offenbar lieber über die Arbeit spricht. Soviel zumindest ist sicher: Er hat zwei erwachsene Töchter, die in des Vaters akademische Fußstapfen traten. Die Jüngere studierte an der Otto-von-Guericke-Hochschule in Magdeburg Elektrotechnik und arbeitet als Diplom-Ingenieur in einem Berliner Betrieb. Die Ältere machte ihr Staatsexamen in Humanmedizin an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald und ist heute Ärztin in der Kinderklinik des Bezirkskrankenhauses Schwedt…

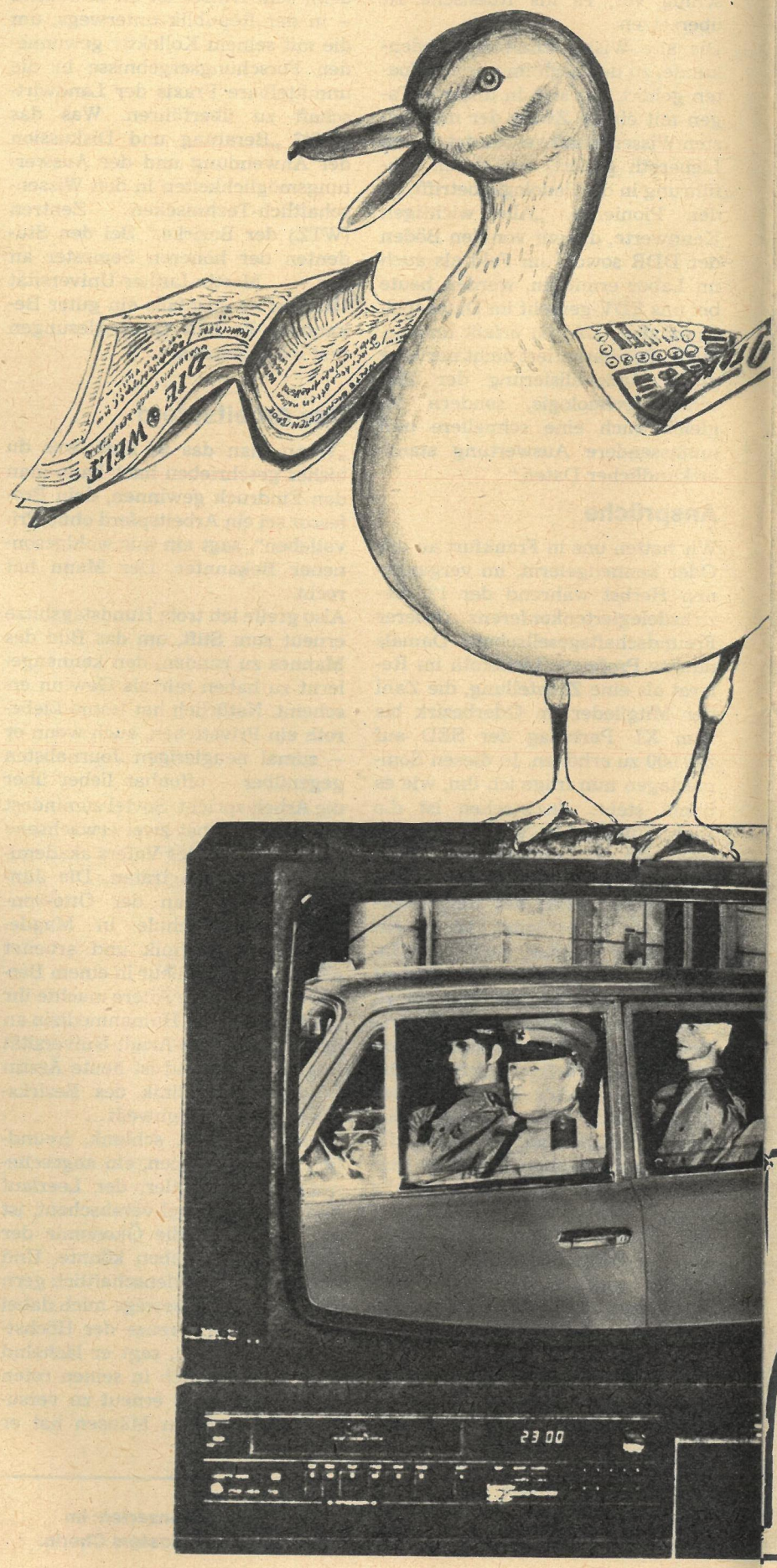
Immo Lieberoth, schlank, freundlich und bescheiden, ein angesehener Wissenschaftler, der Leerlauf und Wortgeklingel verabscheut, ist ein Mann, der die Ökonomie der Zeit erfunden haben könnte. Und ein Mann, der leidenschaftlich gern Auto fährt. „Ich bewege mich dabei immer an der Grenze der Höchstgeschwindigkeit“, sagt er lächelnd und steigt fröhlich in seinen roten Wartburg, um es erneut zu versuchen. Vor weißen Mäusen hat er dennoch Angst.



Oft zu Gast bei Konzerten: im Mittelschiff des Klosters Chorin.

Operation Sommerloch

Ein



Früher sagte man Sauregurkenzeit, heute heißt man die Periode, da die Gurken reifen und eingelegt werden, auch Sommerloch. Gemeint ist in beiden Fällen jene Zeit des Jahres, in der gemeinhin – so Grimms „Deutsches Wörterbuch" – „Ferien und Geschäftsstille walten", in der „in Politik und öffentlichem Wesen nichts vorfällt". Als sprichwörtlich gilt laut gleichem Werk die Sauregurkenzeit „namentlich bei Zeitungsschreibern", heutzutage selbstredend auch bei ihren Kollegen von Funk und Fernsehen. Damit sie trotz der Flaute an wichtigen Nachrichten ihr Blatt respektive ihre Sendezeit füllen können, wird ihnen mitunter viel Einfallsreichtum, Erfindungsgeist und Phantasie abverlangt. In der bürgerlichen Presse von Anno dazumal tauchte gewöhnlich das Ungeheuer vom schottischen Loch Ness fast regelmäßig in den Zeitungsspalten auf. Was diverse kapitalistische Medien in diesem Jahr als „Operation Sommerloch" in Szene setzten, war demgegenüber von ungleich stärkerem und gröberem Kaliber.

Brand im U-Bahn-Tunnel

Die erste Geschichte reicht bis zum 7. Mai zurück, einem Mittwoch, an dem die Berliner Feuerwehr Großeinsatz hatte. Grund war, wie tags darauf „Neues Deutschland" und andere hauptstädtische Zeitungen in Wort und Bild berichteten, ein „Brand im U-Bahn-Tunnel". Das hatte sich zugetragen: In einem leeren, aus acht Wagen bestehenden U-Bahn-Zug kam es gegen 11.45 Uhr im Überführungstunnel zwischen Klosterstraße und Alexanderplatz zu einem Brand. Mehreren Löschzügen gelang es, ihn bis 14.30 Uhr unter Kontrolle zu bringen. Am 9. Mai informierten die lokalen Zeitungen über die komplizierten Reparaturen im Tunnel, am 12. Mai über die Wiederaufnahme des Fahrbetriebes und am 15. Mai über eine Feier, die der Magistrat für mehr als 200 Feuerwehrleute und Helfer im Lindencorso gegeben hatte, „um ihnen ein ganz herzliches Dankeschön zu sagen". Damit schien alles klar, und auch im westlichen Blätterwald rührte sich kein Lüftchen, bis... Bis am 30. Juni die „Frankfurter Allgemeine" (FAZ) auf der Titelseite eine Gruselstory über eine „blutig gescheiterte Massenflucht" veröffentlichte. Das Blatt, das sich in seiner Eigenwerbung als besonders seriös preist („Dahinter steckt ein kluger Kopf"), versteckte sich hinter „alliierten Geheimdienstkreisen und anderen Quellen". Flugs stimmten andere Medien ein, und es bewahrheitete sich wieder einmal, was ein Beobachter der Szene bei ähnlichem Anlaß einmal auf die Formel gebracht hatte: „Die Stunde des Nichtwissens ist zugleich die Stunde der Scharlatane und Gerüchtemacher." Im Originaltext las sich das so: „Am 7. Mai hat sich mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit im U-Bahn-Tunnel... ein zutiefst erschütterndes Drama abgespielt" („Berliner Morgenpost"). Bestätigt werde dies, so „Die Welt", durch „die sich hartnäckig haltenden Gerüchte". Bei ihnen handelte es sich, wie die „Neue Rhein-Ruhr-Zeitung" genau wußte, um „ernst zu nehmende Gerüchte". Und dies, wiewohl laut „Welt", „ausschließlich unbestätigte Berichte von Reisenden" vorlagen.

Um der faulen Sache den Anschein gewisser Glaubwürdigkeit zu geben, berief sich zudem eine Zeitung auf die andere. So teilte „BILD" mit, daß „BILD, FAZ, Berliner Morgenpost berichteten"! Andere servierten das antikommunistische Sandwich in einer Serviette des Zweifels: „Selbst wenn alles eine Nuance zu schaurig ist und in den Details zu unglaubwürdig klingt, darf man nicht ausschließen, daß es das Blutbad in Ostberlin wirklich gegeben hat", meinten die „Stuttgarter Nachrichten". Etliche Gazetten hielten selbst dann noch eisern an dem Schauermärchen fest, nachdem es sich längst schon in Schall und Rauch aufgelöst hatte. Als „von A bis Z erstunken und erlogen" kennzeichnete am 1. Juli ein Sprecher des DDR-Außenministeriums die Angelegenheit.

Schuldige gesucht

Die Mehrzahl trat daraufhin einen geordneten Rückzug an. „Natürlich soll keineswegs ein Gerücht zur Tatsache erhoben werden", heuchelte die gleiche FAZ, die wenige Stunden zuvor eben exakt das getan hatte. Zugleich unternahmen es etliche der Ertappten, den Spieß umzukehren. „Ein normaler Unfall im U-Bahn-Netz wäre es sicher nicht wert, von den Behörden mit der Aura des Geheimnisvollen umgeben zu werden", orakelten die „Westfälischen Nachrichten". Noch offensichtlicher suchte das Blatt, hinter dem sich ein kluger Kopf verbirgt, seine geplatzte Ente nachträglich direkt der DDR anzulasten: „An gut informierter Stelle wird auch nicht ausgeschlossen, daß es sich bei den Berichten über eine gescheiterte Massenflucht um eine gezielte Desinformation handeln könne." Schließlich wisse man ja, „daß in bestimmten Kreisen Ost-Berlins die Absicht bestanden habe, westdeutsche Korrespondenten gezielt zur Veröffentlichung einer Falschinformation zu verführen, um so eine Handhabe für eine Ausweisung aus der DDR zu gewinnen".

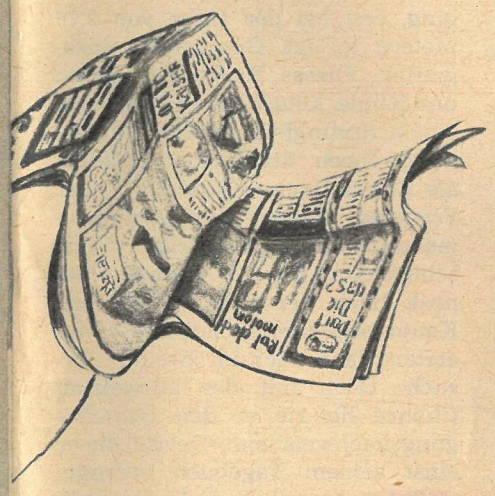
Schuld in den Augen westlicher Leser ist mithin, so zog ein BRD-Magazin den Schlußstrich, in jedem Falle die DDR: „Erst brennt's in der U-Bahn; dann werden Fluchtwillige erschossen und hingerichtet; schließlich sollen unschuldige westliche Journalisten verführt und ausgewiesen werden, bloß weil sie geglaubt haben, was ein seriöser Informant zuvor ohnehin niemals behauptet hatte." Hat das alles aber, so fragte die Düsseldorfer „UZ", „nicht mit den antikommunistischen Feindbildern zu tun, die man selbst pflegt? Mit der Unfähigkeit zum sachlichen Umgang mit Realitäten, auch wenn sie einem nicht gefallen? Mit jenem ganz gewöhnlichen Antikommunismus, den man seit Jahrzehnten aktiv verbreitet?" – Indessen, so hieß es weiter in der „UZ", „die Sauregurkenzeit hat erst begonnen. Was werden Reisende oder gewisse Quellen morgen bieten?"

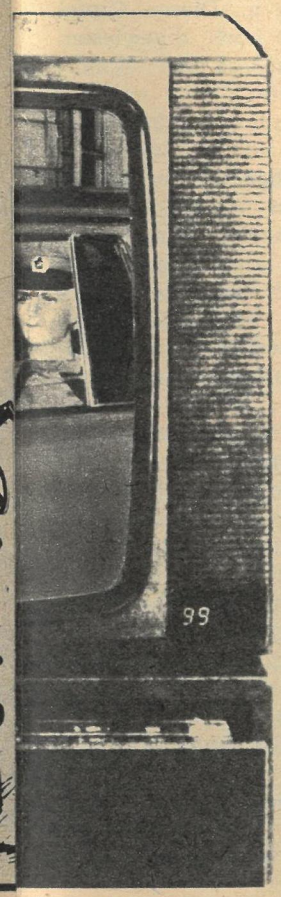
Jüngste „Jädickiade"

Geboten wurde alsbald die Gaunergeschichte eines Kriminellen namens

Über Märchen und Popanze, die Puppen tanzen lassen

Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping





Heinz Braun. Am 1. August führte ihn in Westberlin ein dem Kalten-Kriegs-Geschäft Verfallener auf einer eigens zu diesem Zweck einberufenen Pressekonferenz vor. Dort behauptete der Mann, er habe in der Uniform eines Gefreiten der Sowjetarmee gemeinsam mit drei Wachspuppen in sowjetischer Offiziersuniform per PKW einen Grenzkontrollpunkt von der Hauptstadt der DDR nach Westberlin unkontrolliert passiert. Als vermeintlicher Beleg diente ein Videofilm, der Braun am Steuer eines olivgrünen Lada mitsamt seinen Puppen auf Westberliner Straßen zeigte. Die Filmaufnahmen, so war beiläufig zu erfahren, wurden für 28 000 DM einer britischen Fernsehgesellschaft verkauft.

Das Ganze roch von Anfang an nach einer neuen „Jädickiade". Diese Bezeichnung rührt von einem Ganoven namens Gustav Jädicke her, der im Herbst 1953, ebenfalls auf einer Pressekonferenz, seinen mit häßlichen Wunden und Ausschlag förmlich überzogenen Körper den Kameras präsentiert hatte. Er sei, so motivierte der Schwindler seine Verletzungen, aus politischen Gründen in Berlin verhaftet und vom Staatssicherheitsdienst der DDR mit Säure gefoltert worden. „Jädickes Bericht und sein körperlicher Zustand sind ein menschliche Phantasie übersteigender Beweis der grausamen Praktiken des SSD", kommentierte am 17. Oktober 1953 der „Tagesspiegel" den Auftritt. Schon nach 48 Stunden stellte sich jedoch heraus, „daß es sich bei Jädicke um einen Schwindler handelt", gestand drei Tage später kleinlaut und kleingedruckt die gleiche Zeitung ein. Erhalten aber hat sich bis auf den heutigen Tag das Wort „Jädikkiade" – nämlich für all die auf kalten Kriegspfaden wandelnden Münchhausen, die einer für maximale Publizität sorgenden Journaille irgendwelche antikommunistischen Lügengeschichten auftischen.

Dieses Mal nun wurde spaltenlang und tagelang die erlogene Puppenflucht kolportiert – bis auch sie unwiderruflich platzte. Unter der Überschrift „Flucht in Uniform eines Sowjetsoldaten war frei erfunden" vermeldete am 7. August der „Tagesspiegel", daß Braun vor dem polizeilichen Staatsschutz ein Geständnis ablegte und seine angebliche Flucht nach Westberlin als „frei erfunden" bezeichnete. Erledigt war freilich damit die Sache noch nicht. Wie die SEW-Zeitung „Die Wahrheit" kundtat, suchten die gleichen Presseorgane, „die Lügen immer dann zu Aufmachungen hochstilisieren, wenn sie die Beziehungen Westberlins zur DDR belasten", nach einem Schuldigen, „der sie nach ihrer Meinung reingelegt hat. Und der, wie kann es sein, kommt wieder aus der DDR, und zwar aus dem dortigen Staatssicherheitsdienst". Vermutlich Außenstelle DEFA, Abteilung Abenteuerfilme.

Gleiches Strickmuster

Beide Lügengeschichten waren und blieben nicht die einzigen, die gewissen Massenmedien das Sommerloch schließen halfen. Sie stehen für viele weitere. Aber: Sie eignen sich geradezu exemplarisch, das Strickmuster bloßzulegen, nach dem die meisten Storys dieser Art gefertigt sind. Zum ersten wird unzweifelhaft erkennbar, daß – anders als zu jenen Zeiten, da das Ungeheuer von Loch Ness bemüht wurde – es sich um mehr als lediglich spalten- und sendezeitfüllende Phantasieprodukte einzelner Journalisten handelt. Ihnen liegt eine eindeutige politische Absicht zugrunde: die Diffamierung des sozialistischen Systems, das Anheizen von Spannungen, die Vergiftung der internationalen Atmosphäre.

Das unverändert gültige Rezept psychologischer Kriegführung, derzufolge „der Kommunismus die Hauptgefahr in der Welt" bilde, verdeutlichte vor einiger Zeit die „Washington Post" mit den Worten: „Was immer in der Welt passiert – wir legen es vor die Tür der Sowjets", respektive ihrer Verbündeten. Dazu aber gehört, die antikommunistische Bedrohungslüge unentwegt am Kochen zu halten. Das wiederum verlangt, die große Lüge umzumünzen in kleine Einzellügen à la Massenflucht im U-Bahn-Tunnel, Puppenstory oder was auch immer. Und: Kapital läßt sich selbst dann noch daraus schlagen, wenn der Schwindel geplatzt ist. Man tröstet sich damit über die eigene Pleite hinweg, daß bei unbedarften Gemütern letztlich doch einiges hängen bleibt. Oder man flüchtet gleich in die nächste Lüge, indem man die selbstverschuldete Schlappe böswilligen Machenschaften eines heimtückischen, mit allen Wassern gewaschenen Feindes anlastet.

Zum zweiten ist kennzeichnend, daß die Drahtzieher der Lügengeschichten und ähnlich beschaffener Verleumdungen sich bedeckt halten. Als Lieferant der Tunnel-Version fungierte eine obskure Mini-Presseagentur namens West-Ost-Nachrichten (Wona), die in einem Wilmersdorfer Hinterhof residiert. Betrieben wird Wona von drei ehemaligen Journalisten des Springer-Konzerns, die – wie die „Badische Zeitung" berichtete – „in der Westberliner Presseszene für ihre guten Verbindungen zu alliierten und bundesdeutschen Geheimdiensten bekannt sind". Die Schau um den Kriminellen Braun inszenierte eine „Arbeitsgemeinschaft 13. August", ein notorisches Agentennest und ein Relikt des kalten Krieges. Wer aber letztlich die Fäden zieht und die Marionettenpuppen tanzen läßt, bleibt in der Regel aus gutem Grund in Dunkel gehüllt.

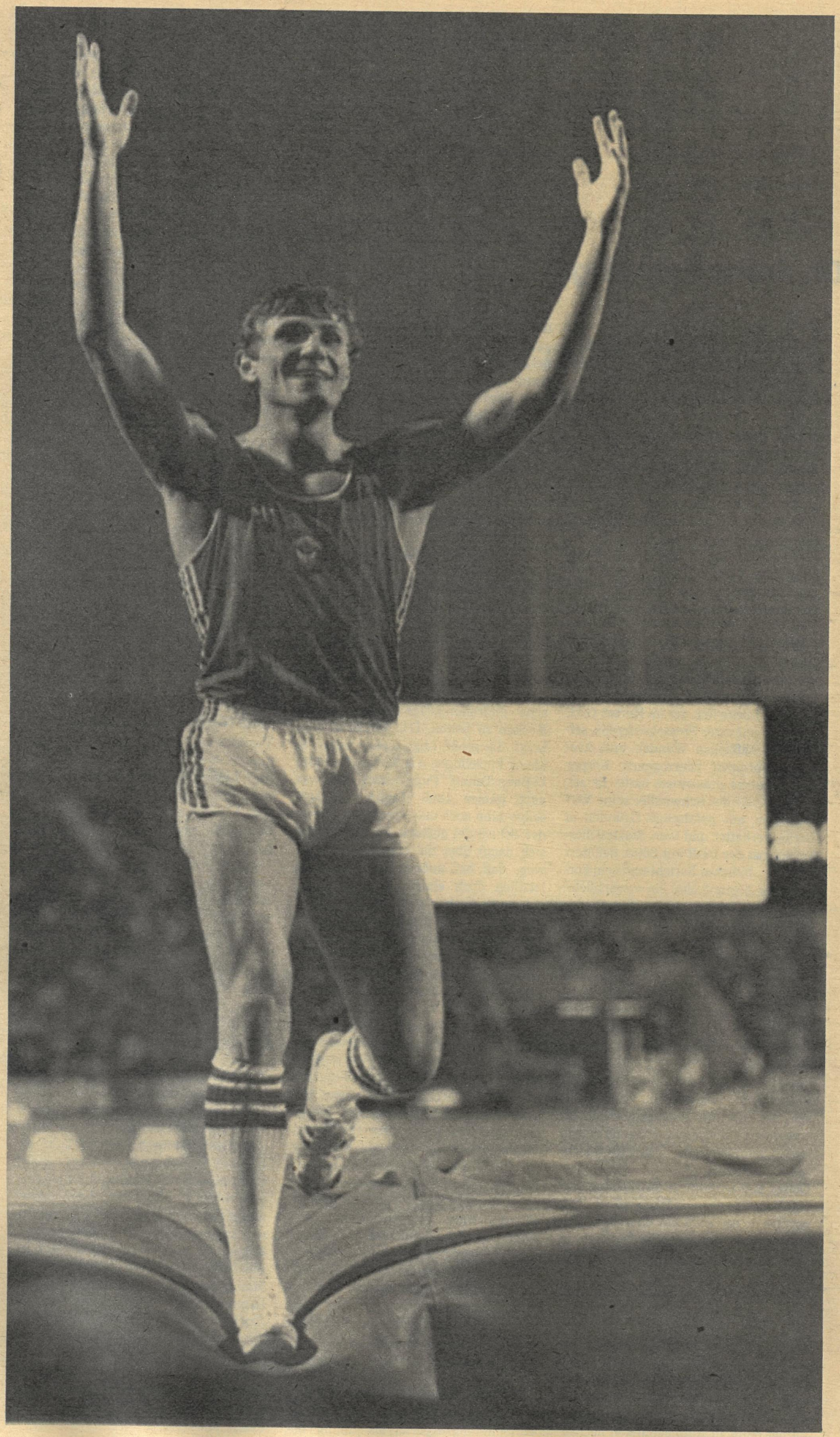
Zum dritten spielt stets das eine besondere Rolle, was antikommunistische Verleumdungsexperten als „timing" bezeichnen, als zweckdienlichen, besonders geeigneten Zeitpunkt. In beiden hier geschilderten Beispielen wurde kein Hehl daraus gemacht, daß auf spektakuläre Weise ein Jubiläum vorbereitet werden sollte, nämlich die 25. Wiederkehr des 13. August 1961, an dem die DDR ihre bis dahin offene Staatsgrenze zu Westberlin unter Kontrolle nahm. Deshalb fügten sich beide Lügen organisch ein in das Vorhaben, die Arbeiter-und-Bauern-Macht auf deutschem Boden zu diffamieren und zu provozieren um jeden Preis, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. Es liege doch wohl auf der Hand, vermerkte die SEW-Zeitung „Die Wahrheit", wer Nachteile davon hätte, wenn die DDR an ihren Staatsgrenzen oder auf den Transitwegen" nicht mehr so würdevoll gelassen gegenüber sowohl frei erfundenen Geschichten als erst recht gegenüber provokativen Handlungen bestimmter Kräfte reagieren würde". Nebenbei bemerkt, hat es ebenso mit „timing" zu tun, wenn westliche Medien den Sommer über mit umfangreichen Vorbereitungen der Sowjetunion für nukleare Tests spekulierten. Unterstellt werden sollte der UdSSR, daß sie es mit ihrem einseitigen Moratorium für alle nuklearen Explosionen offenbar nicht ernst meine. Und abgelenkt wurde damit zugleich von einer ganzen Serie von Tests, die in den USA durchgeführt wurden. „Entlastungsschläge" heißt man so etwas in den Handbüchern psychologischer Kriegführung.

Wie hungrige Hunde

Viertens und letztens schließlich funktioniert und floriert das Spiel mit Lügen und Lügnern unbeschadet aller Pannen, weil sich seine Regisseure sicher sein können: Es finden sich genügend Multiplikatoren, um ihre erstunkenen und erlogenen Geschichten mit allen Mitteln moderner Kommunikationstechnik zu verbreiten. Nicht wenige westliche Massenmedien behaupten von sich, „freie Stimmen der freien Welt", unabhängig und überparteilich, unvoreingenommen und objektiv und alles mögliche sonst noch zu sein. Doch alle diese Reklamesprüche sind in der Regel dann vergessen, sobald eine Nachricht oder auch nur ein Gerücht auf die Redaktionstische flattert, die sich als Sensation und gar noch gegen die Kommunisten, gegen die Entspannungspolitik vermarkten lassen. Das Gros freiheitlich-westlicher Medien greift garantiert zu, gleich einem gierigen Hund, der nach einem ihm hingehaltenen Fleischstück schnappt. Selbst wenn es sich um eine noch so plumpe und noch so offensichtliche Geheimdienstlegende handelt, sucht eher einer den anderen zu übertrumpfen, statt zu fragen, zu prüfen und dann erst zu schreiben.

Warum das so ist? – Offensichtlich hat es mit einem gesellschaftlichen Nährboden zu tun, auf dem Lügen, Lügner und ihre Geschichtenverbreiter gleichermaßen gedeihen. Und das beileibe nicht nur zur Sauregurkenzeit oder im Zeichen des Sommerlochs.

Collage: Paul Schubert



Alle, die da im Sprung siegten, haben ihre Geschichte und ihre Erfahrungen. Bubka ist darin Spitzenreiter. Kein Wunder bei einem, der schon Weltmeister war, ein halbes Dutzend Weltrekorde sprang und als erster, bisher auch einziger mit dem Stab die sechs Meter überquerte. Es ist schon lange her, da er auf das Titelblatt seines Tagebuches den Satz schrieb: „Du hast noch einen Versuch, also ist nichts verloren!“ Diese Maxime hat er dann im Text noch einmal näher erklärt: „Du erwartest Leistung von dir, also kämpfe auch bis zum Schluß, ansonsten bist du keine Kopeke wert. Denke daran, daß du immer noch reich bist, wenn dir nur mehr ein einziger Versuch zur Verfügung steht.“

Es war geradezu unglaublich, daß Sergej Bubka bei der Stuttgarter Stabhochsprung-Konkurrenz von seiner neuen Gewohnheit nicht abging, erst bei der Höhe von 5,70 Metern in das Geschehen einzugreifen. Dieses Risiko bei Regen und Kühle, klitschnassem Stab und einem Sprunghügel voller Pfützen wurde noch drastischer deutlich, als Bubka-Gegner Nummer 1, der Franzose Thierry Vigneron, dreimal seine Anfangshöhe riß und ausschied. Aber für den Mann aus Donezk blieb der Plan ein Gesetz. Kaum begonnen, scheiterte er im ersten, dann auch im zweiten Versuch. Doch mit der allerletzten Chance lieferte er den Berechtigungsnachweis jener Devise, die er einst seinem Tagebuch vorangestellt hat, bestätigte er die Normalität seiner Anfangshöhe, blieb unterm Regendach sitzen, bis auch der Rest der Gegnerschaft die Waffen gestreckt hatte, übersprang wie bei einem Zwischenspiel noch die 5,85 m und ließ die Latte dann gleich auf die neue 6,05-m-Weltrekordhöhe legen. Dieser Gipfel hat ihn vorerst noch abgewiesen. Aber es war auch so „der Gipfel“, was er da machte…

Sodann Familienfest. Bubka wurde auch Zweiter – aber der andere. In seiner Tagebuchgeschichte schrieb Sergej über sein drei Jahre älteres Bruderherz Wassili: „Wasja war kräftig gebaut, aber ungenügend beweglich. Auch mangelte es ihm rein äußerlich an athletischem ‚Pfiff‘. Doch er wollte partout ebenfalls Stabhochspringer werden und marschierte deshalb zu meinem Trainer Vitali Petrow. Der hat ihm die Sache auszureden versucht und gesagt, es müsse doch nicht ausgerechnet Stabhochsprung sein. Aber Wasja bestand darauf, mit mir, seinem Bruder, zu trainieren. Wer denn dieser Bruder sei, fragte Petrow. Na ja, Serjoscha Bubka. Und da soll mein Trainer gelächelt und mit den Worten eingewilligt haben: Wenn das so in der Familie liegt, meinetwegen. Mal sehen, was herauskommt.“

Es ist eine Menge herausgekommen. Jetzt ist der Fleißarbeiter Wassili Bubka Vizeeuropameister

Zum wievielten Mal nun schon in dieser Siegerpose! Nach dem Weltmeistertitel und sechs Weltrekorden jetzt auch Europameister: Sergej Bubka (links). Nach dem Weitsprungsieg noch ein Weltrekord im Sprint – dafür eine Ehrenrunde: Heike Drechsler (rechts).

Zu den Leichtathletik-Europameisterschaften im Stuttgarter Neckarstadion fuhren aus der Disziplingruppe Sprung vier Männer und zwei Frauen, die bisher zwölf Welt- und drei Europarekorde aufgestellt haben. Sie standen allesamt auf dem höchsten Siegerpodest: Sergej Bubka, Igor Paklin und Robert Emmijan (alle UdSSR), Stefka Kostadinowa und Christo Markow (beide Bulgarien) sowie Heike Drechsler (DDR), die bei einem erneuten „Ausflug" auf die 200-m-Sprintstrecke auch noch das Kunststück fertigbrachte, trotz der zusätzlichen Gegnerschaft von Regen, Kühle und Gegenwind den derzeitigen 21,71-s-Weltrekord zu vervierfachen. Je zweimal liefen sie und (vor ihr) Marita Koch diese Zeit.

Gewonnen!

Wie sechs Springer bei den Leichtathletik-Europameisterschaften ihre 15 Welt- und Europarekorde vergoldeten

Gewonnen!

und mit 5,85 Metern einer der besten Stabhochspringer der Welt. Bei aller Bruderliebe ist es zuweilen nicht unproblematisch, wenn beide in ein und demselben Wettkampf stehen. Der Weltrekordler hat es noch nicht fertiggebracht, Wasja als normalen Konkurrenten zu betrachten, wie jeden anderen eben auch. „Ich muß immer hingucken, wenn er springt, und das lenkt mich von meinen eigenen Problemen ab."

★

Als sie in Stuttgart die Hochsprunglatte bei zwei Metern überquert hatte, meinte Bulgariens 2,08-m-Weltrekordlerin Stefka Kostadinowa, jetzt habe sie auch noch einen Regen-Weltrekord aufgestellt. In der Männerkonkurrenz sah ihr sowjetischer Kollege Igor Paklin, wie Mitbewerber im Titelkampf des glatten Anlaufs nicht Herr wurden und Titelanwärter wie Sereda und Sjöberg und Mögenburg scheiterten, bevor die Sache ernste Formen annahm. Bei 2,34 m hatte der Weltrekordmann aus Frunse bereits gewonnen. „Und dann wurde es schwer, die 2,38 m zu bezwingen. Nicht wegen des Wetters oder der verlorengegangenen inneren Spannung – „der Anlauf war ein paar Meter zu kurz, ich kam nicht auf Tempo..."

Mit den Unbilden des Wetters nie gehadert hat auch die Weitspringerin Heike Drechsler: „Wenn du was ‚drauf' hast, wirst du auch im Regen zeigen, was du kannst!" Die Jenaerin hat alles gezeigt. Sie sprang nicht nur am weitesten und hätte auch mit einigen ihrer „schlechteren" Sprünge noch gewonnen, sondern sie stellte im 200-m-Finale zum zweiten Mal den Weltrekord ein – es war ein Schauspiel, was sie da bot! Die Italiener haben zwei Namen für sie erfunden: „Lewis in gonella" (Lewis im Rock) und „figlia del vento" (Tochter des Windes). „Drechsler ist alles", war während der Europameisterschaften zu lesen. Es seien ja nicht nur ihre überwältigenden sportlichen Auftritte – „diese Beine, dieses Lachen, dieser Charme..." Und was ihre Leistungen betreffe, so habe sie in Stuttgart „trotz Regen und Kälte und Gegenwind nichts liegenlassen, weder in der Qualifikation noch in den Vor- und Zwischenläufen, von den Finals mit 7,27 m im Weitsprung und 21,71 s über 200 m ganz zu schweigen".

Jetzt wird sie oft mit Carl Lewis verglichen, der zunächst nur Weitspringer war, erst danach auch Sprinter. Aber er hat noch nie einen Weltrekord aufgestellt, Heike dagegen schon deren fünf. Eine Parallele zu Jesse Owens böte sich an, der vor dreißig Jahren Weitsprung- und (auf der ganzen Linie) Sprint-Olympiasieger wurde. Schließlich hat Heike – die fünftbeste 100-m-Läuferin der Welt – ein wenig bedauert, daß es sich zeitlich nicht fügte, auch im Kurzsprint ihr Glück zu versuchen.

Die polnische Weltrekordläuferin über 100, 200 und 400 m sowie Weitsprung-Olympiazweite von Tokio '64, Irena Szewinska, hat nun in der Jenaerin eine Nachfolgerin gefunden. Sie wurde 1966 in Budapest Europameisterin über 200 m und im Weitsprung. Die Holländer indes bieten ihre „fliegende Hausfrau" Fanny Blankers-Koen als Heikes Vorgängerin an. Zwischen 1938 und 1954 war diese Weltrekordlerin in allen möglichen Sprintdisziplinen, im Hürdenlauf, Weit- und Hochsprung, sogar im Mehrkampf.

Aber so weit wird es Heike nie kommen lassen. „Ich bleibe Weitspringerin und schöpfe aus meinen Sprintleistungen das Bestmögliche für einen optimalen Anlauf. Denn nur dank meiner Grundschnelligkeit kann ich mich mit dem Gedanken befassen, vielleicht einmal siebeneinhalb oder gar 7,60 Meter weit zu springen." Als sie in Stuttgart gefragt wurde, ob ihre „herrlich langen Beine und ihr raumgreifender Schritt" nicht dafür geschaffen seien, auch einmal die 400 m zu probieren, antwortete Heike Drechsler schlagfertig: „Nach meinem 200-m-Sieg war ich schon auf der Ehrenrunde außer Puste..."

Stuttgart war kein Saison-Halali, dennoch dieses Fazit für die derzeit

Im Schnellzugtempo mitten hinein in die Weltelite des Weitsprungs: Der „Neuling" Robert Emmijan.

Mit 17,80 m hält er den Dreisprung-Europarekord. Jetzt auch Meister unseres Kontinents: Christo Markow (rechts).

Er verlor die Ruhe auch nicht, als beim dritten Versuch über 2,34 m die Latte zitterte: Igor Paklin (links).

Nach zwei „richtigen" Weltrekorden stellte sie auch noch einen Regen-Weltrekord auf: Stefka Kostadinowa.

wohl beste und populärste Leichtathletin der Welt: Über 100 Yards (10,24 s) und im Weitsprung (7,29 m) Weltrekorde in der Halle; mit zweimal 7,45 m Verbesserung des eigenen Weitsprung-Weltrekordes; im Europameisterschafts-Finale 33. Sieg bei 34 Sieben-Meter-Vorstellungen seit 1983 (darunter Weltmeistertitel und Weltcupgewinn); mit 21,71 s zweimalige Einstellung des 200-m-Weltrekordes von Marita Koch; über 100 mit 10,91 s fünfter Platz in der ewigen Weltbestenliste hinter Ashford und Göhr, Koch und Kondratjewa!

★

Es wäre ungerecht zu sagen, daß Robert Emmijan ein „Nobody" war, als die Saison '86 begann. Doch mit 8,30 m lag er in der Weitsprung-Weltbestenliste aller Zeiten nur auf Platz 21. Allein in der Sowjetunion waren Semykin und Ter-Owanesjan, Rodin und Lajewski schon besser als er. Aber nun löschte er mit 8,61 m nicht nur Lutz Dombrowskis Europarekord aus, sondern legte sich hinter Bob Beamon und Carl Lewis auf die Lauer, vielleicht auch einmal der Beste der Welt zu werden. Mit einem souveränen Europameisterschaftssieg unterstrich er seine Anwartschaft darauf.

Er hat noch nicht die Geschichte und die Erfahrungen eines Sergej Bubka. Aber der von ihm verdrängte US-Amerikaner Larry Myricks gestand mit Bekennermut: „Emmijan ist momentan nicht nur bester Europäer, sondern auch mein und Lewis' gefährlichster Widerpart. Worauf ich wette: Er wird noch weiter springen! Wer so lange dabei ist wie ich, sieht genau, ob ein Neuankömmling Sternschnuppe ist oder nicht. Emmijan ist keine." Bevor Myricks dies sagte, wagte bereits im Winter Igor Ter-Owanesjan eine Prognose, die auch prompt eintraf: „Nachdem Robert in Madrid meinen Halleneuroparekord eingestellt hat, sage ich ihm nun einen ‚heißen Sommer' voraus..."

Emmijan stammt aus Leninakan, einer der sportlichsten Städte Armeniens. Dort ist auch der berühmte Gewichtheber Juri Wardanjan zu Hause. Roberts Augen beginnen zu glänzen, wenn er darauf verweist, Juri sei sein Freund und bester Ratgeber. Die Leninakaner – der Schalk sitzt ihnen im Nacken – haben eine Reihe geflügelter Worte parat, wenn es um ihre Meister geht. Zum Beispiel dieses: „Wir können alle die Hantel so heben wie Wardanjan, zur Weltmeisterschaft aber haben wir ihn geschickt." Mit diesem Sprüchlein wurde jetzt auch Emmijan bedacht: „So springen wie der Robert können wir alle, doch für die Starts bei den ‚Spielen des guten Willens' und den Europameisterschaften haben wir ihn nominiert."

Emmijan hat viele sportliche Väter, die ihn entdeckten oder besser gesagt, letztlich doch noch entdeckten. Den Verdienten Trainer der UdSSR und „Sportpapa" der Vorschulkinder, Oganess Arakeljan. Oder den Turnlehrer Choren Owojan, der sich eines Tages sagte, Robert könne doch nicht unentwegt nur Schulsportprimus bleiben. Er schickte seinen Musterschüler auf dessen erste Reise in die „große, weite Welt" – zu den „Starts der Hoffnungen" im Pionierlager Artek. Dort erlebte Robert auch seine bis dahin größte Stunde: Er begegnete den Olympiasiegern Valeri Borsow und Viktor Sanejew – sportliche Goldgräber zum Anfassen.

Und da war Mkrtytsch Karapetjan, der den Jungen 1975 in seine Trainingsgruppe aufnahm und noch heute an dessen Seite steht. Oder der Verdiente Meister des Sports und mehrfache Kugelstoß-Landesmeister Wardan Owssepjan, der Robert bei einer Jugendspartakiade erstmals gesehen hatte. „Ein magerer, zerbrechlicher Bursche", erinnert sich Owssepjan. „Vielen war unverständlich, warum ich mich ausgerechnet in ihn so ‚verguckt' hatte. Er bestand aus eckigen Bewegungen, und ich fragte mich immer, wohin er mit seinen Armen wollte. Und wie schwach und kraftlos war sein Absprung vom Brett! Aber mich verwunderte, warum er trotzdem so weit sprang. Bis ich dahinterkam, daß Robert ein besonderes Talent in die Waagschale zu werfen hatte – seinen guten Charakter. Und gerade damit kann man auch im Sport vieles erreichen!"

Mit seinen erst einundzwanzig Jahren ist Robert Emmijan ein Beispielsfall für Kontinuität und Fingerspitzengefühl bei der Entwicklung eines Sportlers zur Persönlichkeit. Er war wißbegierig und klug genug, schon ein Jahr vor der Zeit als Abc-Schütze das Ränzlein zu packen. Jetzt ist er bereits Absolvent des Pädagogischen Instituts Leninakan. Seinen Tatendrang und gewissenhaften Umgang mit der immer knapp bemessenen Zeit schöpft er aus einem Familienleben, „in dem ich meine schönsten Stunden verbringe". Deshalb hat er auch immer Sehnsucht nach Hause, wenn er einmal längere Zeit unterwegs ist. „Ja, dann habe ich Heimweh", gesteht er. „Heimweh vor allem nach der Mutter, die mein größter Fan ist und mir heimlich Honig mit geriebenen Nüssen in den Koffer packt, wenn ich auf Reisen gehe."

Jetzt hat's bei den Emmijans einen großen Empfang gegeben. Robert kehrte als Europarekordler und Europameister heim! Als der weltbeste Springer des Jahres! Wenn Myricks recht behält, dann wird dieser junge Mann aus Leninakan vielleicht auch mal bei Bob Beamons 8,90-m-Jahrhundertrekord anklopfen. Er hat ja die schönsten und produktivsten Jahre noch vor sich.

Hans Richard Vollbrecht (Text), Wolfgang Kluge, Wolfgang Thieme (ADN/Zentralbild – Fotos)

Es war an dem Tag, da der erste Rat der Volkskommissare gebildet wurde. Man sagte mir, als das ZK der Partei die Leute für die Regierung ausgewählt habe, sei beschlossen worden, mir das Volkskommissariat für Bildungswesen zu übertragen. Diese Neuigkeit war aufregend, ja erschreckend wegen der gewaltigen Verantwortung, die man damit auf meine Schultern legte.

Viel später traf ich ganz zufällig (damals waren wir samt und sonders mit allen möglichen Arbeiten überlastet), wiederum in den Korridoren des Smolny, mit Lenin zusammen. Mit sehr ernstem Gesicht winkte er mich heran und sagte zu mir: „Ich muß Ihnen etwas sagen, Anatoli Wassiljewitsch. Also, um Ihnen in bezug auf Ihre neuen Verpflichtungen irgendwelche Instruktionen zu erteilen, habe ich jetzt keine Zeit, und ich kann auch nicht sagen, daß ich irgendein völlig durchdachtes System von Gedanken über die ersten Schritte der Revolution im Bildungswesen parat hätte. Es ist klar, daß sehr vieles völlig umgemodelt, umgeformt, in neue Bahnen gelenkt werden muß. Was die Hochschule betrifft, müßte Michail Nikolajewitsch Pokrowski eine große Hilfe für Sie sein. Aber mit allen Reformen sollte man meines Erachtens sehr behutsam vorgehen. Die Sache ist sehr kompliziert. Klar ist eins: Man muß mit allen Mitteln dafür sorgen, daß der Zugang in den Hochschulen für die breiten Massen, vor allem für die Arbeiterjugend, erweitert wird.

Große Bedeutung messe ich den Bibliotheken bei. Sie selber müssen sich der Sache annehmen. Rufen Sie die Bibliothekswissenschaftler zusammen. Das Buch ist eine gewaltige Kraft. Der Drang zum Buch wird infolge der Revolution sehr stark werden. Man muß für die Leser große Lesesäle schaffen, aber auch das Buch muß beweglich sein und selbst zum Leser kommen. Dafür sollte man auch die Post nutzen und vielerlei Formen der Versendung einrichten. Für unser ganzes riesiges Volk, in dem die Anzahl der des Lesens und Schreibens Kundigen wachsen wird, werden wahrscheinlich die Bücher nicht ausreichen, und wenn wir das Buch nicht beweglich machen und seinen Umlauf nicht um ein Vielfaches erhöhen, so wird es bei uns einen Hunger nach Büchern geben.

Ich hoffe, daß ich bald einen Augenblick finde, um noch mit Ihnen darüber zu sprechen und Sie zu fragen, welche Pläne für die Arbeit sich bei Ihnen abzeichnen und welche Leute Sie heranziehen können. Sie wissen selbst, was wir jetzt für eine Zeit haben: sogar für die wichtigsten Dinge findet man nicht mehr als zehn Minuten Zeit, und auch das nur mit Mühe. Ich wünsche Ihnen Erfolg. Der erste Sieg ist errungen, aber wenn wir ihm nicht noch eine ganze Reihe von Siegen folgen lassen, wird es schlimm aussehen. Natürlich ist der Kampf nicht zu Ende, sondern er befindet sich erst ganz, ganz am Anfang."

Wladimir Iljitsch drückte mir fest die Hand und betrat sicheren und schnellen Schrittes eines der zahlreichen Arbeitszimmer.

Ich habe mein erstes Gespräch mit Wladimir Iljitsch über die Volksbildung in Form der direkten Rede aus seinem Munde wiedergegeben. Das bedeutet nicht, daß das alles so in meinem Gedächtnis eingeprägt war und daß ich Wladimir Iljitschs Worte wiedergebe wie ein gutes Grammophon. Ich habe mich bemüht, diese Worte mit der für mein Gedächtnis äußersten Genauigkeit zu rekonstruieren. Die Eroberung des Winterpalastes hatte uns noch nicht die ganze Machtfülle gebracht. Die Minister waren verhaftet worden, in den Ministerien aber saßen die erbosten Beamten, die um keinen Preis mit uns zusammenarbeiten wollten und selbst zu den skandalösesten Formen des Widerstands gegen unser Eindringen in die betreffenden Regierungsinstitutionen fähig waren.

Ich erinnere mich, wie Lenin auf einer der ersten Beratungen der Volkskommissare sagte: Es ist nötig, daß jeder in das ihm anvertraute ehemalige Ministerium fährt, es in Besitz nimmt und von dort nicht lebend wieder fortgeht, falls man es darauf anlegt, ihm den ihm übertragenen Teil der Macht zu entreißen.

Das war zwar eine ziemlich direkte Anweisung, trotzdem konnten wir uns aber eine Zeitlang, ungefähr acht, neun Tage lang, nicht entschließen, ins Ministerum für Volksbildung zu gehen.

Wir wollten uns wenigstens mit einem gewissen Teil seines Apparats im guten einigen. Schließlich war das doch beängstigend: Da sollte man nun die Volksbildung eines gigantischen Landes leiten, Beamte aber waren keine da!

Das Kollegium hatte ich allerdings sofort, nachdem mir das Volkskommissariat anvertraut worden war, gebildet und vom Rat der Volkskommissare bestätigen lassen. Ihm gehörten die Genossen Menshinskaja und Menshinski, Krupskaja, Lebedew-Poljanski, Posner, Fjodor Kalinin, Lasurkina, Wera Bontsch-Brujewitsch und Rogalski an. Sekretär war mein alter Freund Dmitri Leschtschenko, ein langjähriges Parteimitglied. Er war es auch, der irgendwo den linken Sozialrevolutionär Bakrylow auftrieb, einen energischen und gewandten Mann, über den wir dann die Verhandlungen mit den Beamten des Ministeriums führten. Er berichtete, das gesamte untere Personal, das heißt die Boten, Heizer, Hauswarte usw., sei bereit, uns mit Begeisterungsrufen zu empfangen. Er machte uns gegenüber kein Hehl daraus, daß absolut alle Beamten sowie irgendwelche vorsintflutlichen Archivare (und zwei oder drei ältere Registratorinnen, glaube ich) entschieden erklärt hätten, im selben Moment, da der verhaßte Lunatscharski die Schwelle des Palastes an der Tschernyschow-Brücke überschreiten werde, würden sie den Staub von ihren Füßen schütteln, von dort fortgehen und zusehen, auf welche Weise es ihm und seinen ungebildeten Bolschewiki gelingen würde, die komplizierte Maschinerie in Gang zu setzen, die jahrhundertelang die Bildung der Völker Rußlands betrieben habe.

Die Aussicht, mit meinen Genossen vom Kollegium allein zu bleiben, nur umgeben von einer ausreichenden Anzahl Boten, Heizer und Hauswarte, sagte mir nicht zu. Ich bemühte mich, so schnell wie möglich neues Personal zu finden, das das alte ersetzen könnte. Auf allen Sitzungen unseres Kollegiums (und die waren täglich) gab es spezielle Berichte über Einstellungsangebote an qualifiziertes Personal. Leider kam uns das qualifizierte Personal nicht sehr entgegen.

Auch an die Lehrerschaft wandte ich mich mit einem Aufruf, zu dem ich jetzt noch stehe. Ich glaube, zur damaligen Zeit und bei meiner Art, an die Dinge heranzugehen, war es auch nötig, mit den Lehrern in ungefähr einer solchen Sprache zu reden. Ich glaube sogar, mein Aufruf an die Lehrer war die natürliche Grundlage der gesamten weiteren Arbeit, die geleistet wurde, um die Lehrer heranzuziehen, ihnen die ganze Bedeutung der Revolution zu erläutern und mit ihnen ein tiefgehendes und fruchtbringendes Bündnis zu schließen, einer Arbeit, die dann ein ganzes Jahrzehnt andauern sollte.

Aber die Zeit verging, und ich mußte mir wohl oder übel eingestehen, daß Bakrylow recht gehabt hatte. Die bolschewistische Macht und die Beamten des Ministeriums für Volksbildung in Übereinstimmung zu bringen, hatte sich als unmöglich erwiesen. Also beschlossen wir, zum Angriff auf das düstere Haus vorzugehen.

Wir beschlossen – was soll man machen! -, den ganzen Schwarm von Beamten, angefangen beim stellvertretenden Minister bis hin zu den Schreibkräften, von dort zu vertreiben und uns dann zu bemühen, das entstandene Vakuum allmählich mit unserer langsam zunehmenden und leider bei weitem nicht vollkommenen Kollektion „qualifizierter Kräfte" aufzufüllen.

Einzug in leere Räume

An dem Tag, auf den der Entscheidungsangriff angesetzt war, stürmte Bakrylow, gutgelaunt und sozusagen Pulver in der Luft witternd, ins Ministerium voraus und verständigte sich dort mit dem Teil der Belegschaft, der bereit war zu kapitulieren, das heißt mit den Boten und ihren sonstigen Kollegen.

Der Rat der Volkskommissare (Lunatscharski 4. v. l.)

Von unserem beabsichtigten Einzug ins Volkskommissariat hatten die Beamten rechtzeitig erfahren und von selbst ihre angestammten Plätze verlassen, mehr oder weniger überzeugt, daß das nicht für lange sei und daß einer der Faktoren, die den bald bevorstehenden Zusammenbruch der Macht der Bolschewiki bewirken würden, gerade dieser ihr stolzer Auszug aus den Zimmern und Fluren des Ministeriums sein werde. Wir kamen in einer Kolonne von mehreren Automobilen an. Jegliche Mitwirkung militärischer Kräfte hatte ich entschieden abgelehnt, und unsere ganze Streitmacht bestand einzig und allein aus dem unermüdlichen Bakrylow. Es erwies sich jedoch, daß uns keinerlei Widerstand geleistet wurde. Im Gegenteil, ungefähr ein halbes Hundert Leute hatte auf der Freitreppe des Ministeriums Aufstellung genommen und begrüßte den Volkskommissar und sein Kollegium mit einem ziemlich lautstarken „Hurra". Wir gingen durch völlig leere Räume hindurch zum Konferenzsaal des Ministeriums und hielten dort unsere erste Sitzung ab. Ich richtete an meine Genossen und das dort versammelte untere technische Personal eine Rede, und für das Personal sprach einer der Ältesten, Mo-

FREIE WELT–Serie 2

Auszug der Beamten

Anatoli Lunatscharski – „ein bedeutender, verteufelt talentierter Mann", so charakterisierte ihn Lenin. Als siebzehnjähriger Gymnasiast agitierte er unter den Eisenbahnern seiner Heimatstadt, studierte in Zürich, Paris und Nizza. Mehrmals machte er Bekanntschaft mit den zaristischen Gefängnissen, war zur Emigration nach Italien und Frankreich gezwungen. 1915 beginnt in der Schweiz die Zusammenarbeit Lunatscharskis mit Lenin. Nach dem Sieg der Oktoberrevolution wird er der erste Volkskommissar für Bildungswesen. Lunatscharski war ein Meister des literarischen Porträts. Als aufmerksamen, kritischen Beobachter lernen wir ihn nun in dem Buch „Schlaglichter" kennen, das FREIE WELT in Auszügen abdruckt.

nachow mit Namen. In recht bewegten und klaren Worten erklärte er, auch unter dem Personal des Ministeriums sei der Klassenkampf geführt worden, sie als die technischen Angestellten und das Bedienungspersonal des Ministeriums fühlten sich als Teil des Proletariats und seien mit Begeisterung bereit, der aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen neuen Obrigkeit nach Kräften zu dienen. Monachow scheute sich nicht, einige derbe Worte zu gebrauchen, die er den kurz zuvor fortgegangenen Beamten nachsandte. Während dieser unserer bescheidenen Feierstunde trat plötzlich ein bärtiger junger Mann, ohne den Mantel abzulegen, in das Zimmer. In den Händen hielt er den Hut, und sein Gesicht war ganz verzerrt vor Erregung, in die sich Wut mischte.

Dieser junge Mann entpuppte sich als Abgesandter der geflohenen Beamten und war gekommen, um mir und meinen Genossen mitzuteilen, wie entrüstet sie über uns seien, wie sie uns als Verderber der glorreichen Februarrevolution betrachteten und wie sie es beklagten und sich grämten, daß die Sache der Volksbildung nun verloren sei. Bakrylow machte während dieser Rede mehrfach Anstalten, ihn festzunehmen. Doch mein Kollegium und ich waren anderer Meinung. Mit größtmöglicher Höflichkeit hörten wir diesen Mann an, und ich erwiderte ihm, falls die Bürger Beamten ihre Ansicht ändern sollten, seien wir bereit, sie wieder einzustellen. Allerdings unter stärkster Aussonderung und Entfernung all jener Personen, die uns ungeeignet erschienen, selbst bei strengster Aufsicht und Anleitung durch die neue Macht ihre gesellschaftlichen Obliegenheiten zu versehen. Der junge Mann erklärte energisch, sie würden nie kapitulieren, und ging.

Im Volkskommissariat für Bildungswesen zog Leben ein, anfangs war es nicht sehr geräuschvoll. Das Kollegium hielt Sitzungen ab, seine Mitglieder nahmen die entsprechenden Arbeitszimmer in Besitz, termingemäß erschien unser Presseorgan, nach und nach gingen Schreiben und Telegramme ein, größtenteils allerdings betrüblicher Natur, und durch einige Gelder, die uns die Staatsbank gemäß einem Beschluß des Rates der Volkskommissare zugewiesen hatte, kam auch die Budgetbewegung zaghaft in Gang.

Ich erinnere mich, daß Rogalski, der bei uns für die Finanzen zuständig war, auf seinem Gesicht stets den Ausdruck höchsten Erstaunens trug, wenn er uns Geld von der Bank brachte. Ihm schien immer noch, die Revolution und die Organisation der neuen Macht seien eine Art Märchenspiel, und bei diesem Märchenspiel sei es unmöglich, richtiges Geld zu erhalten. Geld ging also ein, aber natürlich in ganz unzureichender Menge. Das Personal nahm zu, doch ziemlich langsam.

Wir bemächtigten uns des Kuratoriums und begannen unbeirrt und mit der größten Hartnäckigkeit, in die Hoch-, Mittel- und Grundschulen einzudringen, während das Kollegium gleichzeitig in einem anderen Bereich jene grundlegenden Deklarationen und grundlegenden Reformen vorbereitete, die so schnell wie möglich die verhaßtesten Spuren des bis dahin bestehenden Bildungssystems beseitigen und andererseits den Weg für die Entwicklung der Schule weisen sollten.

Natürlich war in der ersten Zeit vieles dürftig, und es ging zaghaft voran, zugleich aber waren das Tage eines ungeheuer weitgespannten schöpferischen Schwunges, der nur möglich war, weil Nadeshda Krupskaja, die treibende Kraft des Volkskommissariats, in ihrem pädagogischen Denken gut vorbereitet und sicher war.

Nach der Zeit der Leere in den Arbeitsräumen des Volkskommissariats kam die Zeit, da wir uns aufblähten und fast fünfzehnmal soviel Beamte hatten wie das frühere Ministerium für Volksbildung, und das war vielleicht noch schlimmer als die vorangegangene Personalknappheit. Doch das alles wurde überwunden, freilich mühevoll und schleppend. Deshalb muß man, wenn man die weitere Arbeit des in den Oktobertagen geborenen Volkskommissariats für Bildungswesen der RSFSR beurteilt, nicht allein unseren subjektiv mangelhaften Ausbildungsstand und die großen Schwierigkeiten bedenken, die aus der Lage im Lande wie auch aus dem Stand der Revolution folgten, sondern auch, daß wir in erheblichem Maße ein vergessenes Kommissariat waren. Die Organisierung der neuen Macht, die Organisierung der finanziellen und ökonomischen Grundlagen für die große Verteidigung gegen den Feind hatten uns gegenüber Vorrang. Wenn sich jemand unser erinnerte, dann war es Lenin, bei dem wir in allen schwierigen Fällen Hilfe suchten. Kam es mitunter gar zu schlimm, schien die Lage wegen des fehlenden Geldes und der fehlenden Menschen ausweglos zu sein, so ging ich zu ihm, um Klage zu führen und Aufmerksamkeit und Unterstützung zu fordern, wobei ich zu erreichen versuchte, was man unter den damaligen bitteren Bedingungen nur erreichen konnte, und dabei sah ich stets sein ruhiges, frohes Lächeln, hörte ich von ihm einen jener bedeutsamen Sätze, die sich mir wie mit goldenen Lettern eingeprägt haben und auch jetzt noch in mir brennen, wie eben diesen: „Macht nichts, Anatoli Wassiljewitsch, haben Sie ein bißchen Geduld, irgendwann einmal wird es bei uns nur noch zwei riesige Volkskommissariate geben: das Volkskommissariat für Wirtschaft und das Volkskommissariat für Bildungswesen, und die werden es nicht einmal nötig haben, auch nur im geringsten miteinander zu streiten."

Freude und Wehmut

Unter Lenin ging es im Rat der Volkskommissare sachlich und heiter zu. Es herrschte so etwas wie eine komprimierte Atmosphäre, es schien, als sei die Zeit selbst verdichtet worden, so viele Fakten, Gedanken und Entscheidungen fanden in jeder Minute Platz. Zugleich war nicht der geringste Beigeschmack von Bürokratie zu spüren, niemand spielte sein hohes Amt aus oder zeigte auch nur Zeichen von Anspannung, und das bei Leuten, die eine übermenschliche Arbeit leisteten. Mehr als irgendwann sonst schien diese Arbeit unter Lenin bei all ihrer Verantwortlichkeit leicht zu sein.

Lenin selber lachte stets gern. Auf seinem Gesicht erschien häufiger als bei allen anderen ein Lächeln.

Als Lenin erkrankt war, fühlte sich der Rat der Volkskommissare verwaist. Und als er dann nach längerer Krankheit wieder, soweit ich mich erinnere, nur einmal noch, zur Sitzung erschien, wurde dieses Ereignis mit einer gewissen beunruhigten, von Wehmut getrübten Freude aufgenommen.

Lenin war nicht mehr ganz der alte. Er trug eine Brille, um seine Augen zu schonen, und das veränderte ihn. Er leitete die Sitzung mit der früheren Frische, erfaßte ausgezeichnet den Kern einer Sache und brachte abschließende Resolutionen ein, aber man spürte, daß ihm das Sprechen schwerfiel, und das war beunruhigend.

Und Lenin entzog sich erneut unserem Blickfeld, diesmal bereits endgültig.

Mit freundlicher Genehmigung des Dietz Verlages.

Im nächsten Heft:

Der Diamant und der Bär

Fotos: Dietz Verlag

Heimisch in Magdeburg – Olvenste

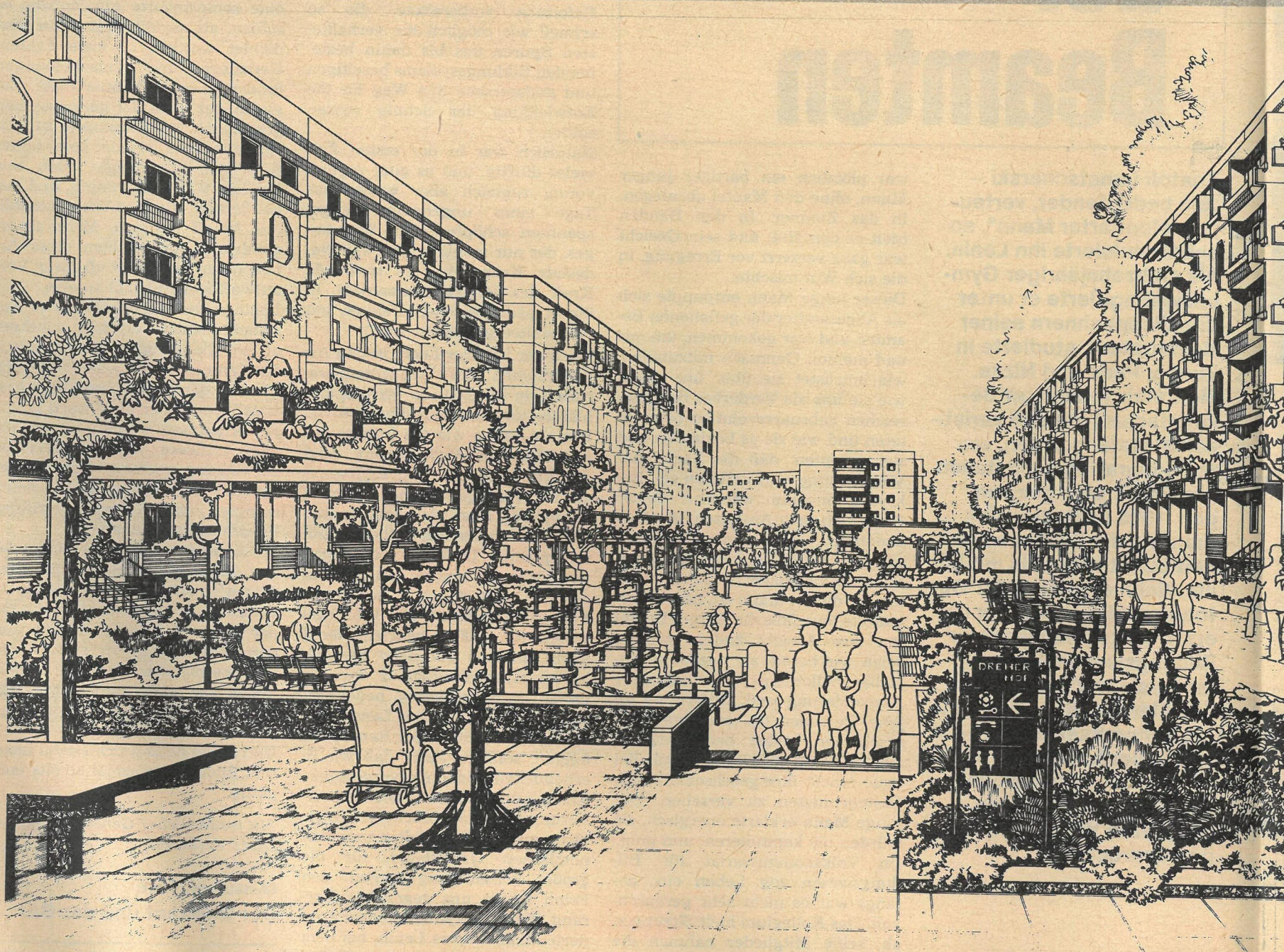
Eine Beitragsfolge von Prof. Dr. Werner Rietdorf,
Institut für Städtebau
und Architektur der Bauakademie der DDR

Größere neue Wohngebiete entstehen in der DDR gegenwärtig und in Zukunft vor allem dort, wo es gilt, für eine rasch wachsende Bevölkerungszahl den Wohnungsbestand in möglichst kurzer Zeit wirksam zu erweitern. Das trifft auch auf Magdeburg zu, die Stadt des Schwermaschinenbaus.

Seit 1981 wächst hier, am nordwestlichen Stadtrand in unmittelbarer Verbindung zur ehemals selbständigen, alten Dorflage Olvenstedt, ein neues Wohngebiet mit etwa 14 000 Wohnungen für über 40 000 Einwohner heran. Die ersten drei Bauabschnitte östlich der baumbestandenen Olvenstedter Chaussee sind bereits weitgehend fertiggestellt, die Bauabschnitte 4 und 5 folgen bis zum Abschluß des gesamten Wohngebietes Ende der 80er Jahre.

Magdeburg-Olvenstedt ist in mancherlei Hinsicht ein bemerkenswertes Neubaugebiet. Seine Planung, Projektierung und Bauausführung erfolgt in außergewöhnlich komplexem Zusammenwirken zwischen dem Rat der Stadt Magdeburg, dem Wohnungsbaukombinat Magdeburg und der Bauakademie der DDR. Hinzu kommen enge Beziehungen zu sowjetischen Bauinstituten in Moskau und zur Stadt Gorki, in der parallel zu Olvenstedt ebenfalls ein neues Wohngebiet entsteht, bei dem es um die Einführung und Erprobung neuer Gebäudelösungen, Bautechnologien und Nutzungsprinzipien geht.

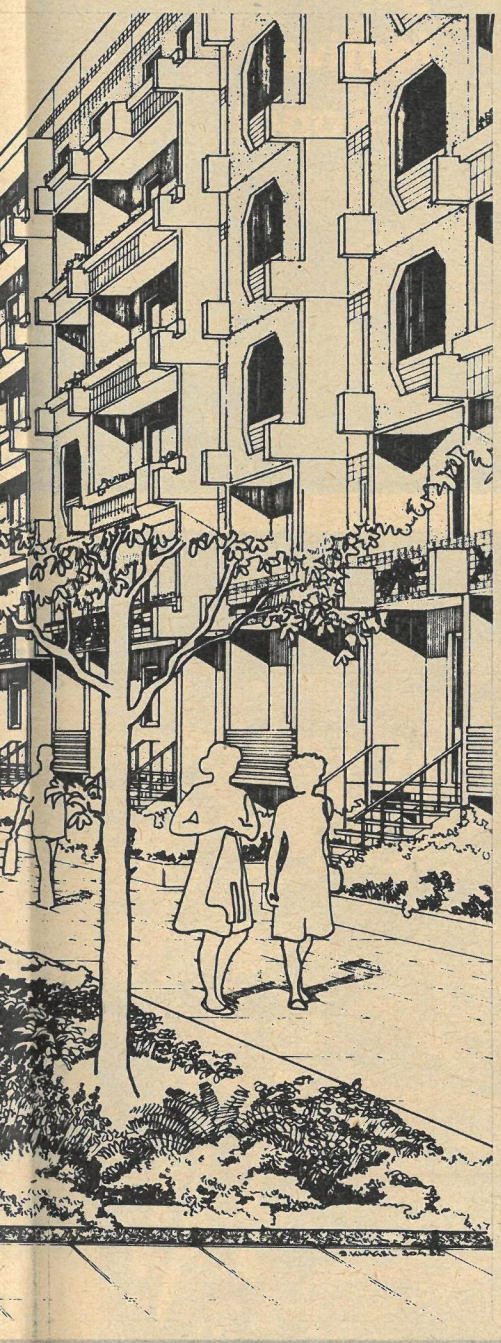
Tragende städtebauliche Idee für Magdeburg-Olvenstedt ist die Gestaltung eines durchgängigen öffentlichen Fußgängerbereiches, der alle fünf Bauabschnitte harmonisch miteinander verbindet und an dem punktuell oder linear die wichtigsten gesellschaftlichen Einrichtungen für Handel und Versorgung, Kultur und Gastronomie, Bildung und Erziehung, Freizeitgestaltung und Erholung angeordnet werden. Unter bewußter Anknüpfung an bewährte Raumformen traditioneller Stadtbaukunst wird dieser dominierende Bereich, in dem der Fußgänger uneingeschränkt „König“ ist, als Folge differenzierter städtebaulicher Räume angelegt und gestaltet. (Schaubild: Blick in den Fußgängerbereich Marktbreite im 2. Bauabschnitt). Die Wohnbereiche in Olvenstedt sind, ausgehend von bewährten Erkenntnissen der Städtebauhygiene und des Umweltschutzes, konsequent in fahrverkehrsfreie Wohnhöfe und Wohnstraßen gegliedert. Schöpferisch und ideenreich gingen die Architekten, Projektanten und Designer an die komplexe Gestaltung der en-



tedt

geren Wohnumwelt heran, die für das Wohlbefinden der Bewohner von besonderer Bedeutung ist. Zu sehen sind davon bereits im 1. Bauabschnitt farblich gut ausgewogene Fassaden, differenziert gestaltete Hauseingänge, liebevoll angelegte Wohnterrassen und Mietergärten, originelle Kinderspielplätze (Foto) und, ebenfalls als Neuheit, frei stehende Gemeinschaftseinrichtungen in den Wohnhöfen, die vielfältig als Klub, Sporteinrichtung, Gaststätte oder Reparaturstützpunkt genutzt werden.

Zeichnung: Dr. Siegfried Kügel, Komplexarchitekt im Büro des Stadtarchitekten Magdeburg
Foto: Detlev Steinberg



Heute und morgen in unserer Stadt (4)

Durch unser neues Olvenstedter Viertel zu gehen, macht mich jedesmal froh und stolz, weil das, was hier entsteht, sich wirklich sehen lassen kann und ich von Anfang an mit meiner Brigade dabei mithelfe. Vor allem unsere Stadtplaner und Architekten haben gute Arbeit geleistet. Ja, man kann sich schon erfreuen an der schmucken Fassadengestaltung, dem gelungenen Einsatz von Keramik, an den abgestuften Würfelhäusern mit Künstlerateliers im obersten Geschoß, an der aufgelockerten Anordnung der Wohnblocks und den grünen Wohnhöfen…
Obwohl wir noch kräftig am Bauen sind, sagen schon viele Bürger Dankeschön für das Geleistete. Das fordert uns heraus, noch zuzulegen. Unsere jüngste Verpflichtung: täglich drei Platten mehr zu montieren. Das ergäbe für unsere Taktstraße bis zum Jahresende 16 Wohnungen über den Plan – und auch 16 glückliche Familien.

Harold Eymeß, Montagebrigadier Taktstraße 42, WBK Magdeburg

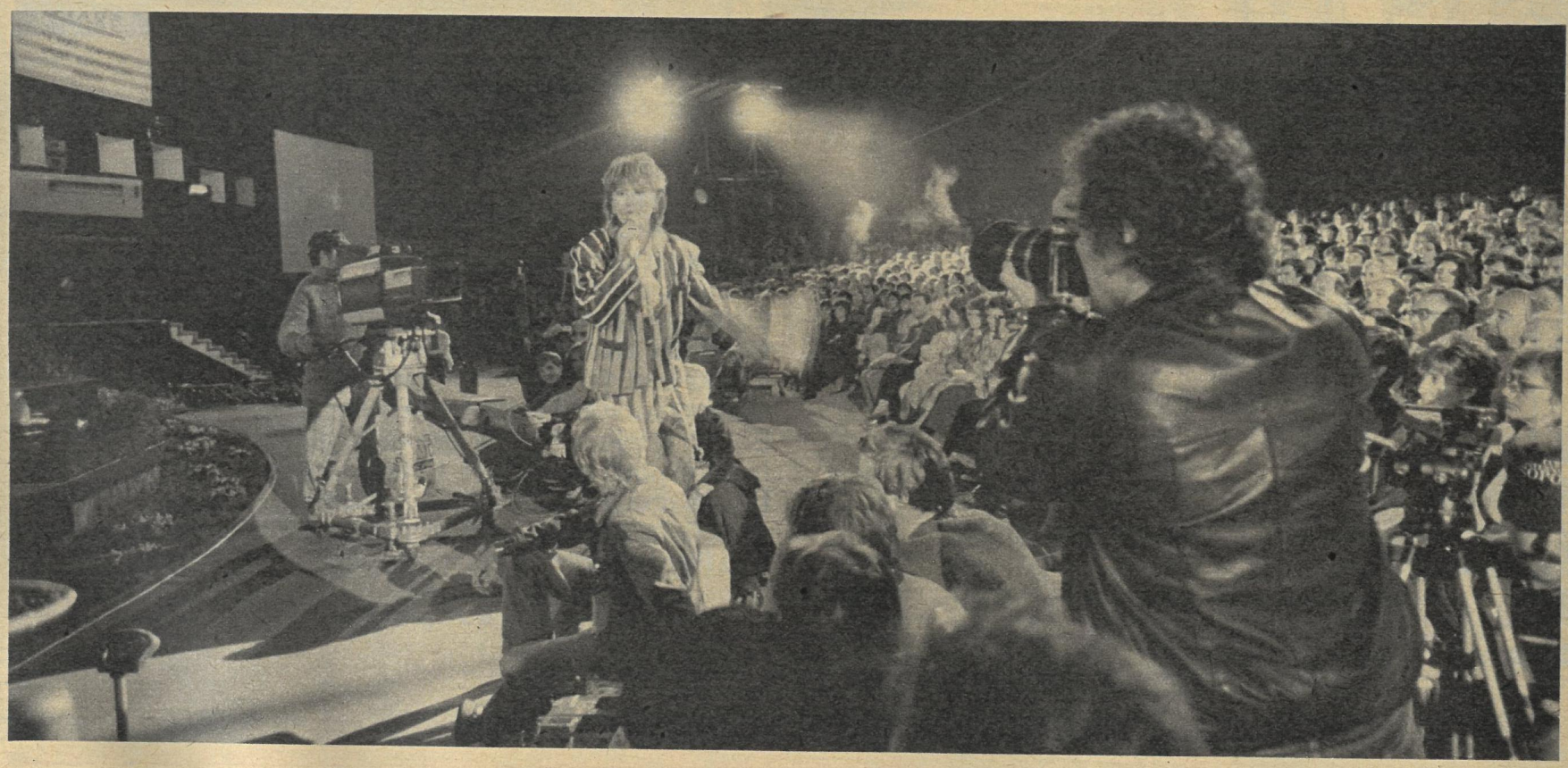
Karel Gott – Stargast nicht nur auf der Bühne.

Streiflichter vom 23. Schlagerfestival in Sopot

Musikalische Festtage, adressiert an ein Millionen zählendes Publikum, an die Liebhaber der heiteren Muse. Vier Tage im August konnte man im reizvollen polnischen Ostseekurort Sopot zum wiederholten Male erleben, wie unser Nachbar solche Feste feiert.

Da ist zunächst die romantisch gelegene Festivalstätte, ein Naturtheater unterm riesigen Zeltdach inmitten eines stämmigen Hochwaldes. Schon vormittags zu den Proben der Schlagersterne und -schnuppen stiegen die Sopoter und ihre Sommergäste scharenweise vom Meer bergan. Und abends, wenn die Scheinwerfer das gläserne Parkett der Bühne und die Bäume in bunte grelle Farben tauchten und die Alex-Band aus Poznań die Erkennungsmelodie des Festivals intonierte, drängten sich mehr als 5000 Enthusiasten auf den Rängen der Waldoper, während überall im Land die Fernsehsessel zurechtgerückt wurden. Das Sopoter Festival kam zu jedem, der es wollte, per Bildschirm live in die gute Stube.

Ein Festival von Rang und langjähriger Tradition braucht vor allem rührige Organisatoren, künstlerisch einfühlsame Programmgestalter. Solche wie Jerzy Gruza, von Hause aus Direktor des Musiktheaters in Gdynia, zum 17. Mal bereits Chefregisseur der großen internationalen Liedershow. Mit 600 Mitstreitern – vom Garderobier bis Bühnenbildner, vom Tontechniker bis Kameramann – sorgte er dafür, daß jedes der vier nächtlichen Konzerte zu einem gelungenen Spektakel wurde. „Es ist eine Konstruktion, die Bausteine dazu liefern die Musiker und Sänger. Je eigenwilliger ihr Vortrag, desto bunter, abwechslungsreicher der Abend." Somit sind wir bei den Hauptakteuren, den Sängern und Gruppen mit ihren Liedern. Diesmal waren es 19 aus 16 Ländern, die im lockeren Duell hartnäckig miteinander um den Grand Prix und die bernsteinerne Nachtigall (für die beste Interpretation eines polnischen Liedes) stritten. Und das mit Herz, hohen Phonzahlen, jugendlicher Frische und in gekonnter Manier. Die unterschiedlichsten musikalischen Mittel waren gerade recht – und viele andere Effekte: akrobatische Kabinettstückchen, kühne modische Extras, gekonnte komische Nummern. Für manches Originelle hätte auch ich einen Sonderpreis vergeben wollen. So war es bestimmt kein Zufall, daß jeder, den ich sprach, einen anderen Favoriten erkor. So der Mann aus unserem Cantus-Chor, der alle Konkurrenten des Wettbewerbs vokalistisch unterstützte, so das Mitglied der internationalen Jury und der versierte Zuschauer aus dem obersten Rang. In einem Punkt jedoch stimmten sie wieder überein: Das Niveau der Sänger und die Arrangements gefielen, so schwer auch der harte Rock von Stern Meißen (Foto oben rechts) mit den einschmeichelnden Melodien der immer strahlenden schwedischen „Bernsteinnachtigall" zu vergleichen war. Schließlich eroberte – nach Mehrheitsbeschluß – Mara Getz aus den USA mit einem einfachen, eingängigen Ohrwurm „Hero of my heart"



Wald-oper-specta-culum

die diesjährige Sopoter Schlagerkrone. Das Publikum indes entschied sich lauthals und per Stimmzettel für das exotisch anmutende und rhythmisch brillante italienische Quartett „Milk and Coffee“. Natürlich zählten rund um das neuerbaute „Festival“-Hotel MARINA auch die Manager und die unentwegten Autogrammjäger zum festlichen Trubel, sie aber ließ man besser unter sich. Stargäste sorgten allabendlich für einen Höhepunkt, darunter die temperamentvolle Bonnie Tyler und die goldene Stimme aus Prag.

Vor der Presse bekannte Karél Gott, daß er trotz vieler Verpflichtungen der Einladung nach Sopot einfach folgen mußte. Hier hatte er vor 22 Jahren zum ersten Mal in einem Wettbewerb die Gunst des Publikums ersungen. Der Beginn einer Karriere! Auch das macht wohl dieses Liederfest international so anziehend: Hier können junge Sternchen bei erfolgreichen Stars abgucken. Sopot ist seine Schlager wert.

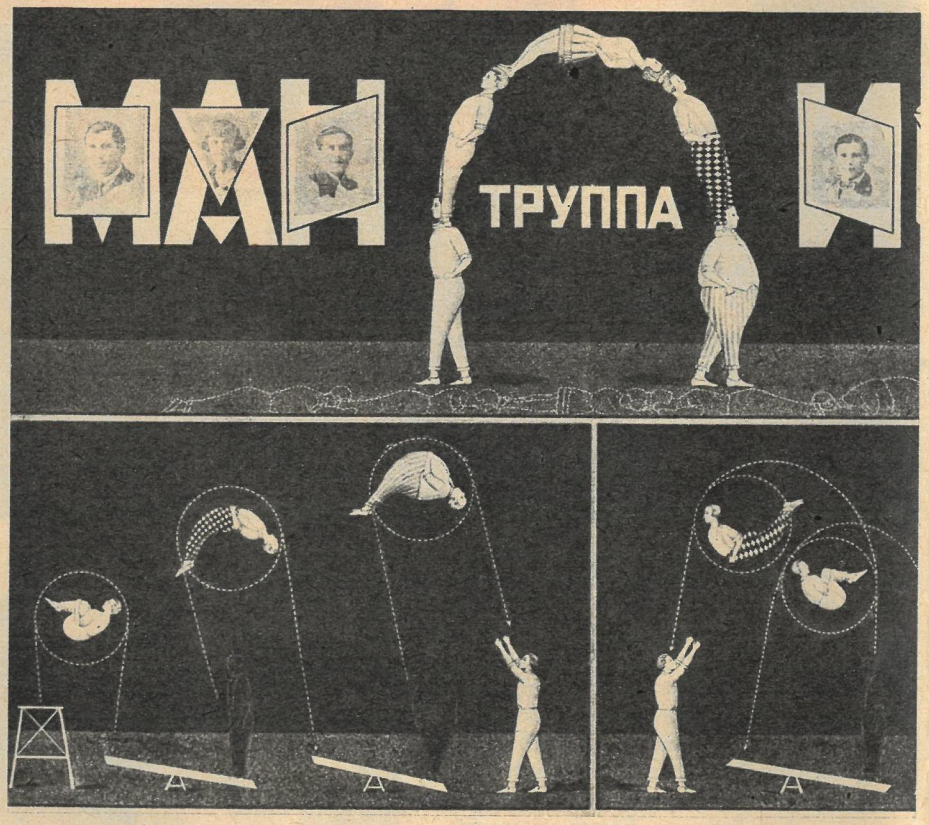
Wolfgang Scheel (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Vicki Benckert – entführte die Bernsteinnachtigall nach Schweden.

Clown Vitali Lasarenko, um 1925

AKROBATENPLAKAT SCHÖÖÖN

Sowjetische Zirkuskunst in einer Ausstellung des Berliner Märkischen Museums



Da ducke ich mich unter der Wucht der Anprangerung meines Hochmuts: Volkskommissar Lunatscharski hat sein sehr prinzipielles Referat zur Verteidigung der Zirkuskunst 1919 gehalten; ich gehöre noch 1986 zu denen, die sie etwas links liegen lassen. Ja, als Kinder, da haben wir mit glänzenden Augen und silberpapiergarnierten Gymnastiktrikots an der Teppichklopfstange für unseren Hofzirkus trainiert. Kleine Brüder hatten den dummen August zu machen. Und daß Freunde in Moskau sich kürzlich tagelang um Karten bemühten, um mich zu einem besonderen Anlaß in eine besondere Vorstellung zu führen, habe ich ihnen mit zeitweise stockendem Atem ob der vorgeführten Tollkühnheiten gedankt. Der war nicht simuliert, und doch würde ich den Weg zum Zirkus auch künftig von allein nicht unternehmen. Auf diesen speziellen Mangel an Begeisterung bin ich nicht gerade stolz. Immerhin haben sich von mir sehr geschätzte Künstler durch ihre Werke als Zirkusnarren ausgewiesen, und wer möchte sich mit seinen Vorlieben nicht in der Gesellschaft eines Toulouse-Lautrec, Chagall oder Hegenbarth befinden?

Zirkusbilder habe ich ja auch ausgesprochen gern. Selbst, wenn ihre Schöpfer nicht so berühmt sind. Die von Plakaten sind oft ganz ano-

nym. So ist das auch bei vielen Stücken aus der Sammlung documenta artistica des Märkischen Museums Berlin. Ein winziger Teil dessen, was da in Jahrzehnten über Zirkus und Varieté zusammengetragen wurde, ist bis in den September hinein zu sehen: Plakate und einige andere Utensilien des sowjetischen Zirkus von den zwanziger Jahren bis heute. Künstlerplakate fast alle – nicht der Zirkus an sich wird angepriesen, sondern die einzelne Truppe, die besondere Nummer. Da kann ich mir heute noch ein handfestes und detailliertes Bild von den Sprüngen und der Statur der sechs „Manions“ um 1920 machen und weiß gleich, daß Jewgeni Jelissejews Bären Roller fahren. Die Plakate bieten – ohne viel Kommentar – ein interessantes und amüsantes Stück Zirkusgeschichte, Kunstgeschichte, Zeitgeschichte. Die Stunden, die ich vergnügt in der kleinen Ausstellung zugebracht habe, hätten für eine ganze Abendvorstellung im Zirkus gereicht. Bin ich nun wirklich ein Zirkusmuffel? *Constanze Treuber*

Die Durowsche Eisenbahn, Kleintierattraktion der seit Jahrzehnten weltberühmten Familien-Zirkusdynastie, um 1923 (oben)

Schleuderbretttruppe „Manion“, um 1920 (links)

Reproduktionen: Peter Kalbe

Jewgeni Jelissejews Bären, um 1975 (rechts)

Clown Karandasch, um1973 (rechts)

Ferenc Molnár

Illustration: Karl Fischer

Der kleine Klarinettist

In FW 12/86 erzählte der bekannte ungarische Dramatiker Ferenc Molnár ein „Wiegenmärchen", das unter dem Titel „Liliom" in die Theatergeschichte einging. „Der kleine Klarinettist" ist ein weiteres Beispiel seiner Meisterschaft in der Kurzprosa, die sich vor allem den Tücken im Leben der kleinen Leute zuwandte, ihrem Lebenswitz. Vera Thieß übersetzte eine Auswahl und stellte sie in dem Band „Die grüne Fliege" für den Eulenspiegelverlag zusammen.

In einem kleinen dahinwelkenden Garten standen unter den Rosenstöcken weiße Levkojen in zwei Reihen. Zwischen den Levkojen befand sich eine Bank, auf der Fräulein Lázár saß. Sie saß still, die Hände in den Schoß gelegt, und betrachtete traurig die kleinen, sich gelb färbenden Sträucher. Es war ein lieblicher Herbstmorgen; ein schwacher, kaum lauwarmer Sonnenstrahl schimmerte um sie herum. Fräulein Lázár war in Schwarz gekleidet, ihre Augen waren verweint, in der Hand hielt sie ein zerknittertes Taschentuch. Gestern nachmittag hatte sie ihren Vater beerdigt, und der heutige Morgen war bestimmt sehr bitter gewesen. Das Fräulein hatte vier kleine Geschwister, das älteste von ihnen war in diesem Jahr zwölf Jahre alt geworden. Die beiden kleineren waren Jungen; und wenn ich sage, daß die fünf Lázár-Kinder außer dem Vater niemand auf der Welt gehabt hatten, wird es sofort klar, daß dem Fräulein, das Klári hieß, eine traurige Bürde zugefallen war.

Sie saß dort, inmitten der Levkojen, und nickte ein wenig mit dem Kopf, gerade nur so viel, daß sich ihr reines, weißes Gesicht und über ihm die aus einem dicken, dunklen Zopf geflochtene Gretchenfrisur bewegte. In diesem Augenblick war ihr Leid so groß, daß sie an nichts dachte, und als wäre sie gar nicht wach, war ihr Blick an einer lila Herbstaster haftengeblieben.

Da trat Herr Marschall, der Klarinettist, durch die Gartentür ein. Er schritt hurtig aus, man sah ihm an, er war soeben aufgestanden, hatte sich mit kaltem Wasser gewaschen, mit einer feuchten Bürste das Haar geglättet, den Schnurrbart gezwirbelt, gefrühstückt, sich eine Zigarre angesteckt, kurzum, er hatte jenes angenehme Morgengefühl genossen, das jeder gut ausgeschlafene Mensch hat. Wäre er nicht an einen so traurigen Ort gekommen, dann hätte der kleine Marschall sicher gelächelt, doch so machte er ein feierliches Gesicht und lüftete mit tiefer Ehrfurcht den Hut vor Fräulein Lázár. Er war ein nicht gerade häßlicher Mann, doch er war schmächtig und recht dürftig, von untersetzter Statur, mit leicht vorgeneigtem Kopf.

Er begann auch sofort eine kurze Ansprache.

„Fräulein Klári", sagte er, und er setzte den Hut wieder auf, „liebes Fräulein Klári, darf ich Ihnen vor allem meine Anteilnahme aussprechen."

Das Mädchen sah ihn an, sie liebte dieses immer unrasierte, doch unendlich gute Gesicht, und sie bedankte sich sehr für die Anteilnahme.

„Ich gestehe aufrichtig", fuhr der kleine Marschall fort, „ich bin mit einer sehr ernsten Absicht gekommen. Ich bin nicht der Mann, der einem... und dann einem anderen Mädchen den Hof macht..."

Er wurde verlegen. Er kratzte mit den Nägeln am Hutband, neigte den Kopf auf die Seite und fuhr so fort: „...dann wieder einem dritten... ich bin ein ehrlicher Mann, das wissen Sie... Wenn ich auch meiner Natur nach ein wenig zornig bin, so söhne ich mich doch sofort wieder aus... wie Sie wissen."

Jetzt faßte er Mut, da er fühlte, daß er wohllöbliche Dinge sagte: „Ich, Fräulein, sage auch jetzt nur, was ich bereits seit drei Jahren sage, dabei bin ich schon ein Mann von siebenundzwanzig Jahren... Jetzt, da Ihr lieber Papa, der arme, gestorben ist..."

Es ging schwer. Doch er fuhr fort:

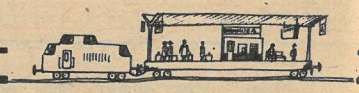
„Nun, hier wäre ich an seiner Stelle. Was ich gesagt habe, halte ich. Wenn Sie meine Frau werden wollen, hier bin ich, in voller Lebensgröße. Die kleinen Kinder werden wir dann irgendwie aufziehen."
Jetzt, als er das sagte, glänzten die Augen des kleinen Marschall bereits. Da er nunmehr über das Schwerste hinweg war, wurde er mutig, jetzt hätte er stundenlang reden, erklären oder die schöne Rede wenigstens retten mögen, auf die er sich den ganzen Weg vorbereitet und dann doch etwas ganz anderes gesagt hatte.
Das Fräulein lächelte traurig. „Setzen Sie sich zu mir auf die Bank, Herr Marschall", sagte sie sanft, „dann unterhalten wir uns ein wenig."
Der Klarinettist ließ sich neben sie nieder und setzte mutig den Hut wieder auf. Er war glücklich. Er rückte ein wenig näher an das Mädchen heran und erklärte ihr mit einem bittenden Lächeln auf dem Gesicht, man würde ihn am Theater anständig bezahlen, er gebe auch Stunden und habe jetzt wieder einen Schüler „in Aussicht". Irgendwie werden sie dann in den beiden Zimmern schon wohnen, in dem einen die vier Kinder, in dem anderen sie beide. Und wenn er dann nach dem Theater nach Hause kommt, wird ihn dort auf dem Tisch ein kleines kaltes Abendessen erwarten; an dem Tag, an dem man einen Schwank gibt, kommt er schon zu normaler Zeit nach Hause, und was für ein Glück, wie gut wird das sein.
Das Fräulein sagte nichts, nur manchmal, wenn das Glück bereits in der Erzählung sehr schön war, lächelte sie sanft. Wie die Septembersonne die Herbstastern, so still wehmutsvoll streichelte die Rede des Herrn Marschall ihre Seele. Er hingegen freute sich über seinen Erfolg, er rückte immer näher und begann den größten Unsinn zu erzählen. Nach einer Viertelstunde fühlte er sich seiner Sache so sicher, daß er einen kleinen Jemand zu beschreiben begann, der das fünfte Kind im Hause und für den – und da mußte er wirklich lachen – dann selbst der fünfjährige Kálmánka der größere Bruder wäre.
Danach schwieg er. Das Mädchen betrachtete noch immer die Herbstastern. Herr Marschall jedoch das Mädchen, ihr Profil. So gefielen ihm ihre feinen Augenbrauen, ihre schön geformte Nase und ihre bleichen, rosafarbenen Lippen am besten. Jetzt fühlte sich Marschall so glücklich, daß er glaubte, es gebe kein herrlicheres Mädchen als Klári Lázár auf dieser Welt, und auch keinen edleren Ritter als Ede Marschall, lädt er sich doch – gestehen wir es aufrichtig – eine zahlreiche und arme Familie auf den Hals.
Da empfand er eine solche Überlegenheit, daß er sich ruhig genug fühlte, seine Sätze auch mit einem gewissen Schnörkel zu versehen. So sagte er: „Kann ich auf Ihre Zustimmung rechnen, Fräulein Klári?"
„Sehen Sie, Marschall", sagte sie, „ich liebe Sie sehr, denn Sie sind für mich der allerbeste Mensch auf der Welt. Was Sie hier tun wollen, das ist so schön und so wunderbar, wie ich es von Ihnen gar nicht verdiene. Was habe ich für Sie getan, daß Sie ein so großes Opfer bringen wollen? Während der drei Jahre, die Sie zu uns kommen, war ich überhaupt nicht lieb zu Ihnen. Was hab ich getan, daß ich das verdiene?"
Der kleine Marschall stand jetzt auf, streckte den Zeigefinger aus und sagte, wobei er auf das Gesicht des Fräuleins zeigte: „Sie haben das getan, daß Sie auf der Welt sind." Da errötete das Mädchen. Dann schüttelte sie den Kopf, als wolle sie die Röte von sich abschütteln.
„Herr Marschall", sagte sie, „gehen Sie jetzt nach Hause und überlegen Sie es sich bis morgen. Kommen Sie morgen früh und sagen dasselbe noch einmal, dann werde ich gern Ihre Frau, weil Sie der beste Mensch auf der Welt sind. Ich werde immer wieder nur das sagen, weil es wahr ist. Doch sollten Sie nie mehr wiederkommen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich werde Ihnen auch dann nicht böse sein."
Sie streckte ihm die Hand entgegen, die Marschall drückte.
„Ein Mann, ein Wort. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Weshalb soll ich noch einen Tag nach Hause gehen?"
Er beugte sich über die Hand des Mädchens und küßte sie still.

2

In der Stube des Hausmeisters, in dem schwülen, kleinen Loch voller Heiligenbilder, saß ein Oberleutnant in Gala. Er hatte sich auf den Rand eines Stuhles gesetzt, vorgebeugt, die Hände auf seinen Säbel gestützt, um möglichst wenig mit diesem schmutzigen Zimmer in Berührung zu kommen.
„Ja, ihr Vater ist gestorben", sagte die Hausmeisterin. „Schon vor einem Monat. Seitdem wohnt der Marschall bei ihr."
„Und wer ist dieser Marschall?"
„Ein Musiker."
Der Oberleutnant schüttelte den Kopf.
„Jetzt sind sie draußen im Stadtwäldchen", fuhr die Frau fort, „sie kommen erst am Abend zurück. Wenn Sie möchten, sage ich, Sie haben sie gesucht."
„Das ist nicht nötig", sagte der Soldat. Er stand auf. „Sagen Sie lieber gar nichts."
Er blickte zum Fenster hinaus. Aus dem Dunkel des Zimmers kam auf diesen entschiedenen Ton ein wenig beleidigt die Antwort: „Nun, dann sage ich nichts."
„Und was für ein Mensch ist dieser Musiker?"
„Der, bitte? Weiß der Kuckuck. Ein kleiner kränklicher."
„Kränklich?"
„Nun, solch ein schmächtiger. Ein zimperlicher Mensch, so sagt man bei uns. Seit einem Monat sind sie zusammen, dabei waren sie weder beim Pfarrer noch beim bürgerlichen Amt. Er warte auf ein Schreiben, dann wird er sie heiraten."
„Danke."
Der Offizier nahm den Degen unter den Arm und ging hinaus. Durch die Küche ging er so, als schritte er über einen morastigen Weg. Draußen wartete eine Kutsche; in sie sprang er und verschwand.
„Ein schöner blonder Mann", sagte die Vizehausmeisterin.
Die Hausmeisterin zuckte die Achseln.
„Ich kenne ihn noch als Leutnant. Damals kam er oft zu den Lázárs. Dann wurde er in die Provinz versetzt, seitdem haben wir ihn nicht mehr gesehen. Doch er hat ihr jeden Tag aus Brassó geschrieben."
Doch vergebens, der Vizehausmeisterin gefiel der Soldat. „Schön von ihm, daß er wiedergekommen ist", sagte sie.
Als sie am Abend aus dem Stadtwäldchen zurückgekommen waren und Marschall ins Theater geeilt war, klopfte die Hausmeisterin bei Klári: „Wissen Sie, Fräulein Klári, wer hier gewesen ist?"
„Wer denn?"
„Der Andor."
Das Mädchen faßte mit der Hand nach dem Herzen: „Der Andor? Der Soldat?"
„Der."
Sie schwieg ein Weilchen, dann sagte sie still: „Gut. Sie können gehen, Hausmeisterin."
Klári ging ins andere Zimmer, legte die vier kleinen Fratzen ins Bett und deckte sie zu. Dann deckte sie den Tisch mit Salami, Käse und Wein, damit der Klarinettist zu Abend essen kann, wenn er nach Hause kommt. Danach setzte sie sich auf den Bettrand und starrte sehr lange in die Kerze. Und da der Vater sie fromm erzogen hatte, faltete sie die Hände, bevor sie sich niederlegte, und sagte halblaut: „Lieber guter Gott, mach, daß Andor nie mehr wiederkommt, was soll dann aus den vier kleinen Kindern werden?"
Am anderen Tag, zur Theaterzeit, als der kleine Marschall nicht zu Hause war, kam der Oberleutnant wieder. Die Hausmeisterin schlich zu Fräulein Lázár.
„Der Andor ist wieder da."
Das Fräulein begann mit ruhiger Stimme: „Sagen Sie ihm, ich bin nicht zu Hause... Und er soll nie wiederkommen, soll mich in Ruhe leben lassen."
Nur hier zitterte ihre Stimme; das andere fügte sie bereits ganz ruhig hinzu: „...sagen Sie, Herr Marschall ist mein Mann, er soll mich zufrieden lassen..."
Dieser Gruß hatte sie sehr erschöpft. Als die Hausmeisterin hinausgegangen war, mußte sie sich setzen. Sonderbar, denn sie dachte: ‚Der arme gute Marschall sitzt jetzt im Orchester und verdient das wenige Geld...' Das wissen die Götter, sie wußte selbst nicht, warum der gute Marschall „arm" und was so unendlich traurig daran ist, daß er im Orchester sitzt und Geld verdient.
Sie wartete an diesem Abend auf ihn. Der kleine Klarinettist teilte ihr erfreut mit, das Schreiben aus Nyiregyháza sei angekommen, jetzt müsse er nur noch von irgendwoher ein wenig Geld organisieren, und sie könnten heiraten. In diesem Bewußtsein aß er das kalte Abendessen auch mit dem größten Appetit und sah Klári nach jedem Bissen mit treuem Blick an; sie saß ihm gegenüber, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in den Händen. „Woher nehme ich nur das Geld, woher nehme ich nur das Geld?" seufzte der Mann.
Das Mädchen sah ihn an, sagte aber nichts. Da begann Marschall langsam zu lächeln, dann zwinkerte er listig und langte in die Innentasche.
„Kuckuck", lispelte er, „hier ist Geld!"
Er zog eine Brieftasche hervor und aus ihr einen Zehner, dann noch einen und noch einen dritten...
Das Mädchen staunte.
„Woher?"
„Nun, wozu ist ein Postsparbuch gut? Na?"
Er lachte, freute sich, daß dieses seit langem heimlich, sechserweise beiseite gelegte Geld eine so schöne Wirkung verursachte.
„Lieber Ede", sagte das Mädchen gerührt. Sie streichelte ihm das Gesicht, doch so wie einem anhänglichen Hund. Schon ein Pferd zum Beispiel kann man nicht auf so protegierende Weise streicheln.
Marschall stand auf und umarmte das Mädchen. So umgefaßt begleitete er sie bis zum Zimmer der Kinder. An der Schwelle küßte er sie. Dann schloß er die Tür und ging schlafen.
Am folgenden Tag begann das Mädchen bereits mittags zu zittern. Entsetzt dachte sie daran, daß der Soldat wiederkommen könnte. Dieser Mensch, der so hergelaufen kam, daß sie ihn weder gesehen noch gehört hätte, und der so stumm und unsichtbar die Tiefen ihrer Seele aufwühlte. Gegen Abend wurde sie ein wenig ruhiger, sie glaubte, er sei ein Kavalier und komme nicht mehr wieder, wenn man ihn einmal fortgeschickt hat. Marschall war nicht zu Hause. Er war in der Angelegenheit der Heirat zum Bürgermeister gelaufen. Er hatte sich wichtig getan, erfreut die Ausweise herausgenommen und sich selbst gefallen, daß er sein Wort hält und das arme Mädchen heiratet, das er seit Jahren liebt. Doch so fröhlich er fortgegangen war, so traurig kam er gegen sechs

Fortsetzung auf Seite 41

Auskunft: Hierzulande gibt es unpünktliche



Fahrplantreue: Zum Erstaunen bin ich da. Goethe

M. Hinrich

Nichtschwätzerabteile ein!

Sonderabteil: Führen wir

Anatoli Rass

Zug-Wind

Krutolobow saß auf seinem Koffer und wartete auf den Zug. „Hallo, wer ist denn das?“ hörte er eine Stimme in seinem Rükken. Krutolobow drehte sich um. „Jegorkin, du? Was treibst du denn hier?“ „Nun, ich warte auf meinen Zug.“

„Nun, ich warte auch. Nimmst du auch den Zweiunddreißiger?“

„Den nämlichen.“

„Also das ist ja wundervoll. Du kommst aus dem Urlaub, erzähl' mal!“ „Ich habe privat gewohnt, bei prächtigen Wirtsleuten. Ich brauchte den Pflaumenbaum, unter dem ich schlief, nur zu schütteln, die Früchte fielen mir sozusagen in den Mund. Und jeden Tag war ich angeln. Also – die Zeit verging wie im Fluge. Und wie war dein Urlaub?“

„Ich war in einem Erholungsheim bei Jalta. Etwas langweilig, besonders abends. Na, um so besser, daß ich dich getroffen habe, machen wir uns ein paar lustige Stunden im Zug!“

„Machen wir. Sag mal, welchen Wagen hast du?“

„Nummer 12.“ „Großartig. Ich auch. Und welchen Platz?“

„Fünfundzwanzig.“ „Moment mal, Platz 25 habe ich!“

„Aber hier – meine Fahrkarte!“ „Und hier meine, lies: Wagen 12, Platz 25, Zugnummer 32.“ „Also dann hat die Kassiererin bei dir etwas verschlampt, Jegorkin!“

„Warum soll ausgerechnet meine Kassiererin etwas verschlampt haben? Ich habe meine Fahrkarte schon vor zwei Monaten gekauft, Genosse Krutolobow.“ „Aber das schließt doch einen Irrtum nicht aus!“

„Garantiert hat sich die Buchungsstelle in deinem Erholungsheim geirrt!“ „Ausgeschlossen, die Kassiererin hat den Computer befragt!“ „Computer werden auch nur von Menschen gemacht, die sich irren können!“

„Also, Genosse Jegorkin, Sie sollten nicht so viel philosophieren, sondern meinen Platz räumen!“

„Und warum sollte ich ihn, der genausogut mir gehört, räumen?“

„Allein schon deshalb, weil ich länger in der Abteilung bin und nie Anlaß zur Kritik gab.“

„Und ich übersetze englische Texte mit Hilfe des Wörterbuches!“

„Dafür führe ich ein mustergültiges Familienleben!“

„Ihre Familiensituation ist hier völlig ohne Belang!“

„Und was wäre…“

In diesem Augenblick verkündete der Lautsprecher die Bereitstellung des Zuges. Beide stürzten davon, um möglichst als erster den Wagen 12 zu erreichen. Im Tunnel preschte Krutolobow nach vorn, da Jegorkin mit einem Gepäckträger zusammengestoßen war und dieser darauf bestand, daß er die Tomaten, Pfirsiche und Melonen vom Boden aufsammelte. Auf dem Bahnsteig ereilte das Unglück auch Krutolobow. Er rannte gegen eine Laterne, sein Koffer sprang auf und gab seinen Inhalt preis. Als Jegorkins Kopf aus der Unterführung auftauchte, entschloß sich Krutolobow zu einem verzweifelten Schritt. Er ließ den offenen Koffer neben Wagen 11 liegen und raste ohne Gepäck zu Wagen 12. So gewann er zwei Sekunden Vorsprung.

„Guten Tag, ich habe Platz 25!“ wandte er sich an die Zugbegleiterin. „Ich habe Platz 25!“ brüllte der gerade eintreffende Jegorkin. „Das haben wir gleich“, sagte die Zugführerin, „bitte, Ihre Fahrkarten!“ Krutolobow hielt sie ihr entgegen. „Aber Ihr Zug ist noch gar nicht eingefahren. Die Karte ist für morgen ausgestellt!“ „Sie können also in aller Ruhe Ihren Koffer packen, nachdem Sie Ihre Sachen vom Bahnsteig aufgeklaubt haben“, stichelte Jegorkin. „Moment mal, welches Datum haben wir heute?“

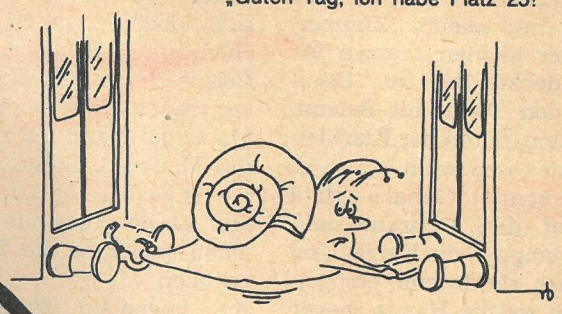
„Den fünften. Und Ihre Fahrkarte ist für den sechsten ausgestellt!“

„Und meine für den vierten“, flüsterte erbleichend Jegorkin.

„Nun, dann ist Ihr Zug also fort!“ entschied die Zugbegleiterin mitfühlend.

„Na ein Glück, daß wir gemeinsam warten müssen“, meinte Jegorkin lächelnd. „Ja, gemeinsam warten ist auch viel lustiger!“ stimmte Krutolobow ein.

Aus dem Russischen von Adeline Thomas



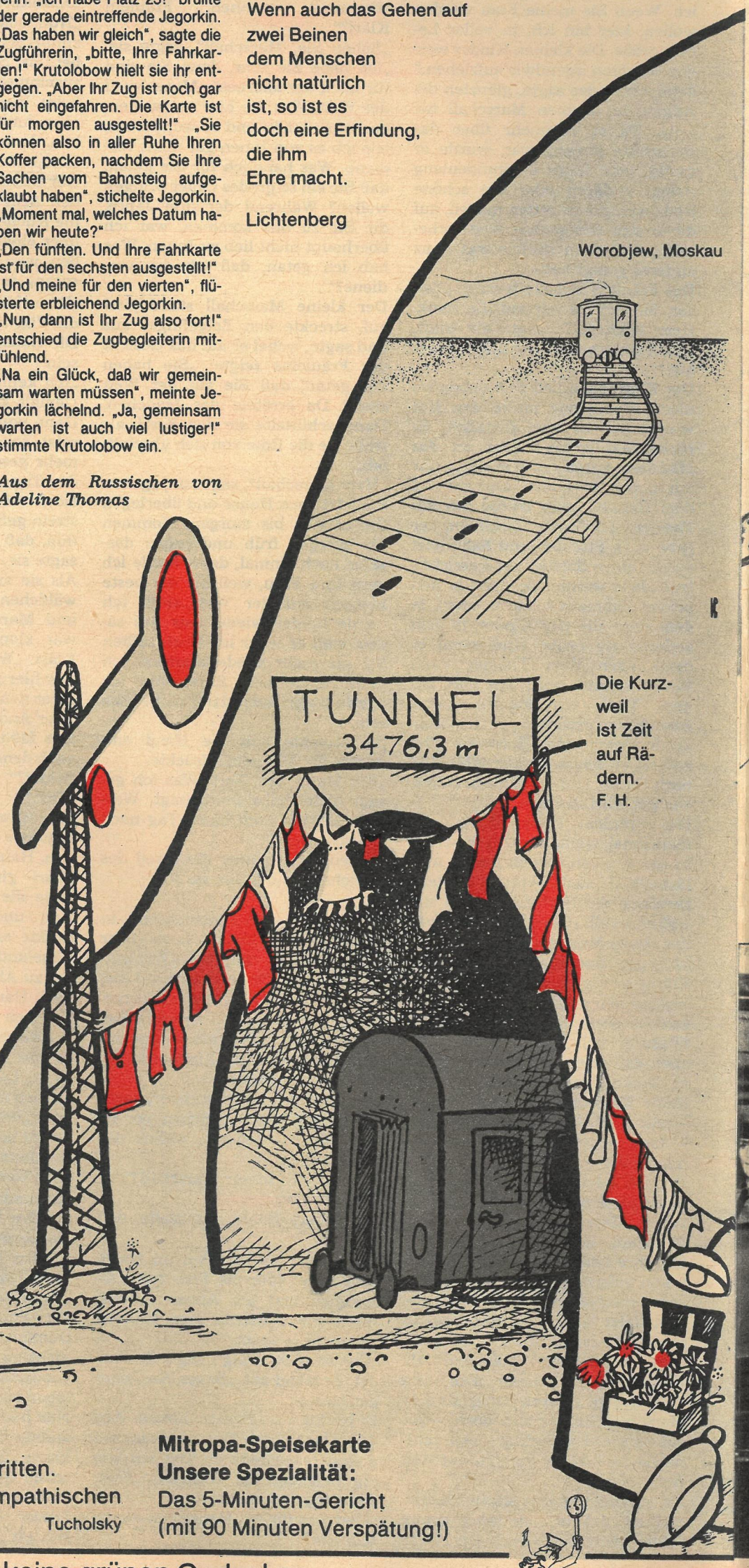
Protzel, der „Ich-halte-mir-zwei-Wagen“-Schneck von Burgstett

Anstatt

Wenn auch das Gehen auf
zwei Beinen
dem Menschen
nicht natürlich
ist, so ist es
doch eine Erfindung,
die ihm
Ehre macht.

Lichtenberg

Worobjew, Moskau



Die Kurzweil ist Zeit auf Rädern.
F. H.

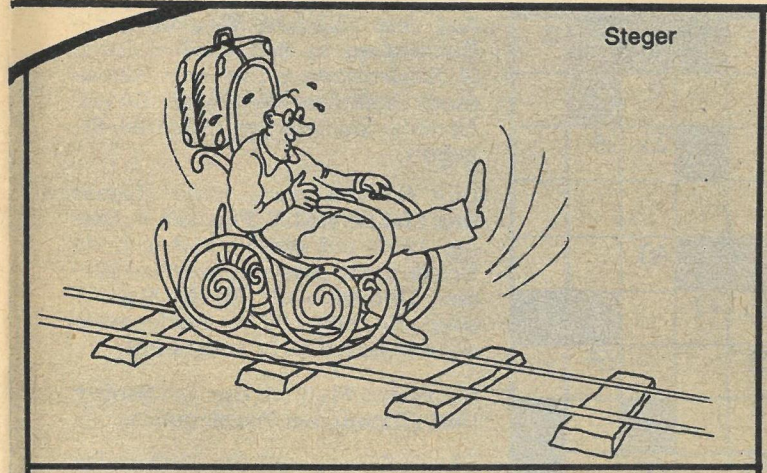
Es gibt Leute, die wollen lieber einen Stehplatz in der ersten Klasse als einen Sitzplatz in der dritten. Es sind keine sympathischen Leute.

Tucholsky

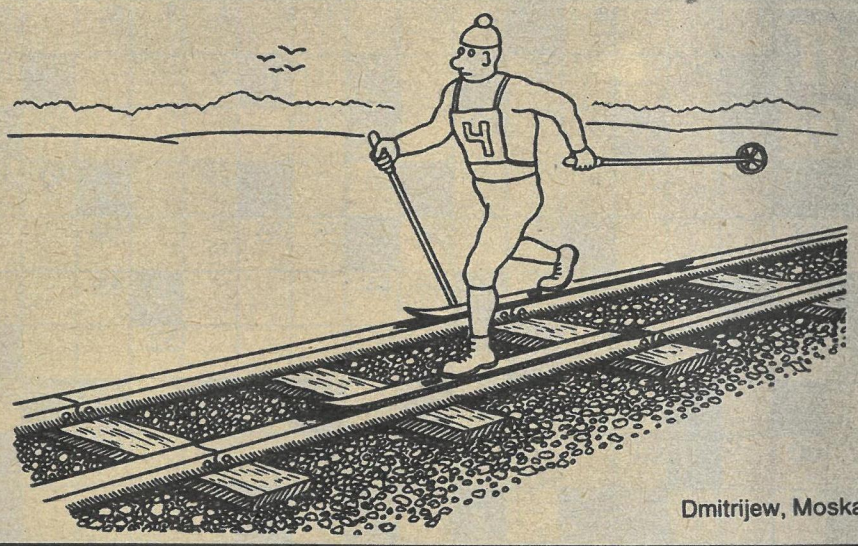
Mitropa-Speisekarte
Unsere Spezialität:
Das 5-Minuten-Gericht
(mit 90 Minuten Verspätung!)

Schlafwagen: Zu grauen Haaren passen keine grünen Gedanken.

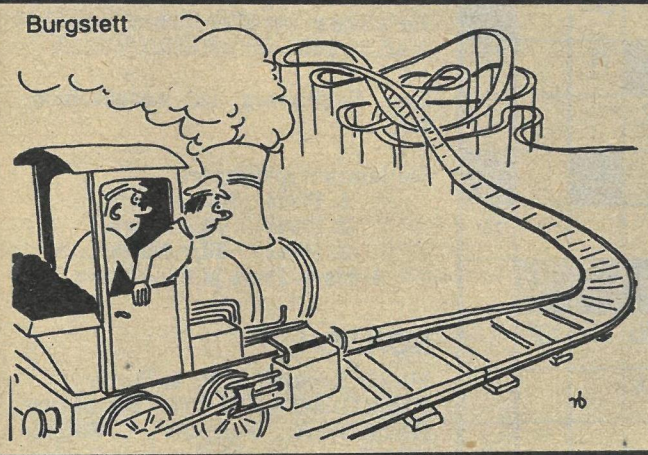
Eisenbahnen, die sich nicht daran gewöhnen können, ihre Verspätungen einzuhalten. Kraus



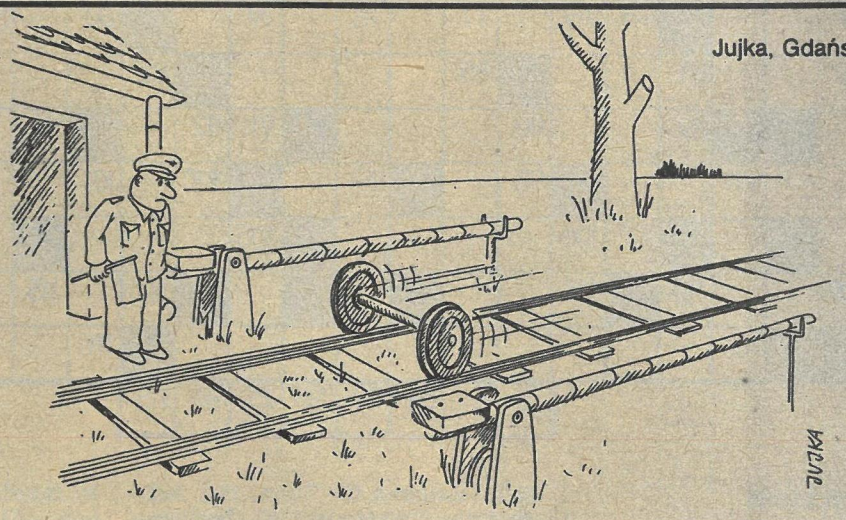
Steger



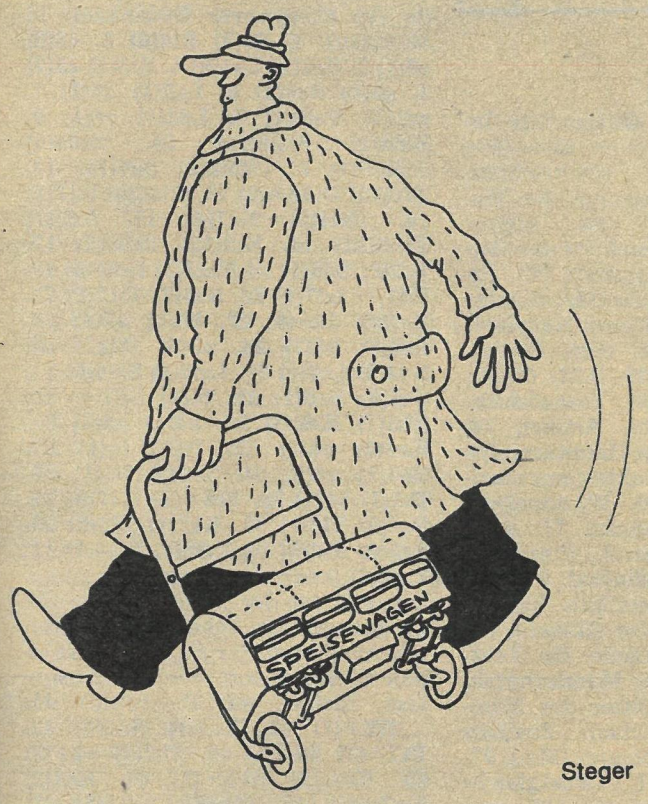
Dmitrijew, Moskau



Burgstett



Jujka, Gdańsk



Steger

Den Liebestag, im Weiterziehn, wie eine Blume pflückt man ihn.

Steinach

Anton Tschechow

2 Wochenspruch

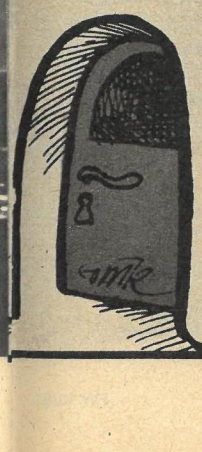
Wir fahren immer nur auf Gleisen, die wir uns selbst legen.

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Schwarzfahrermotiv: Mit dem Bezahlen wird man das meiste Geld los. Busch

Günter Gregor

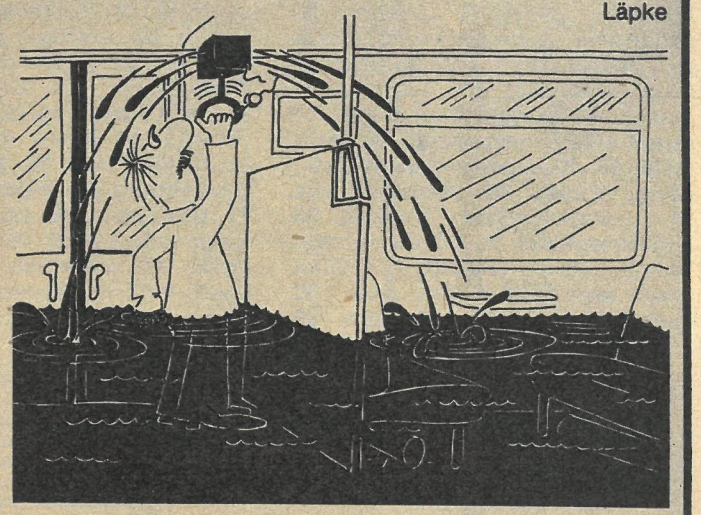
Entgleisung



Die Schiene eines alten Gleises
sprach zu der anderen: „Ich weiß es,
du läufst zwar ständig neben mir,
doch hin und wieder leistest dir
du einen kleinen Seitensprung,
dabei bist du doch nicht mehr jung…“

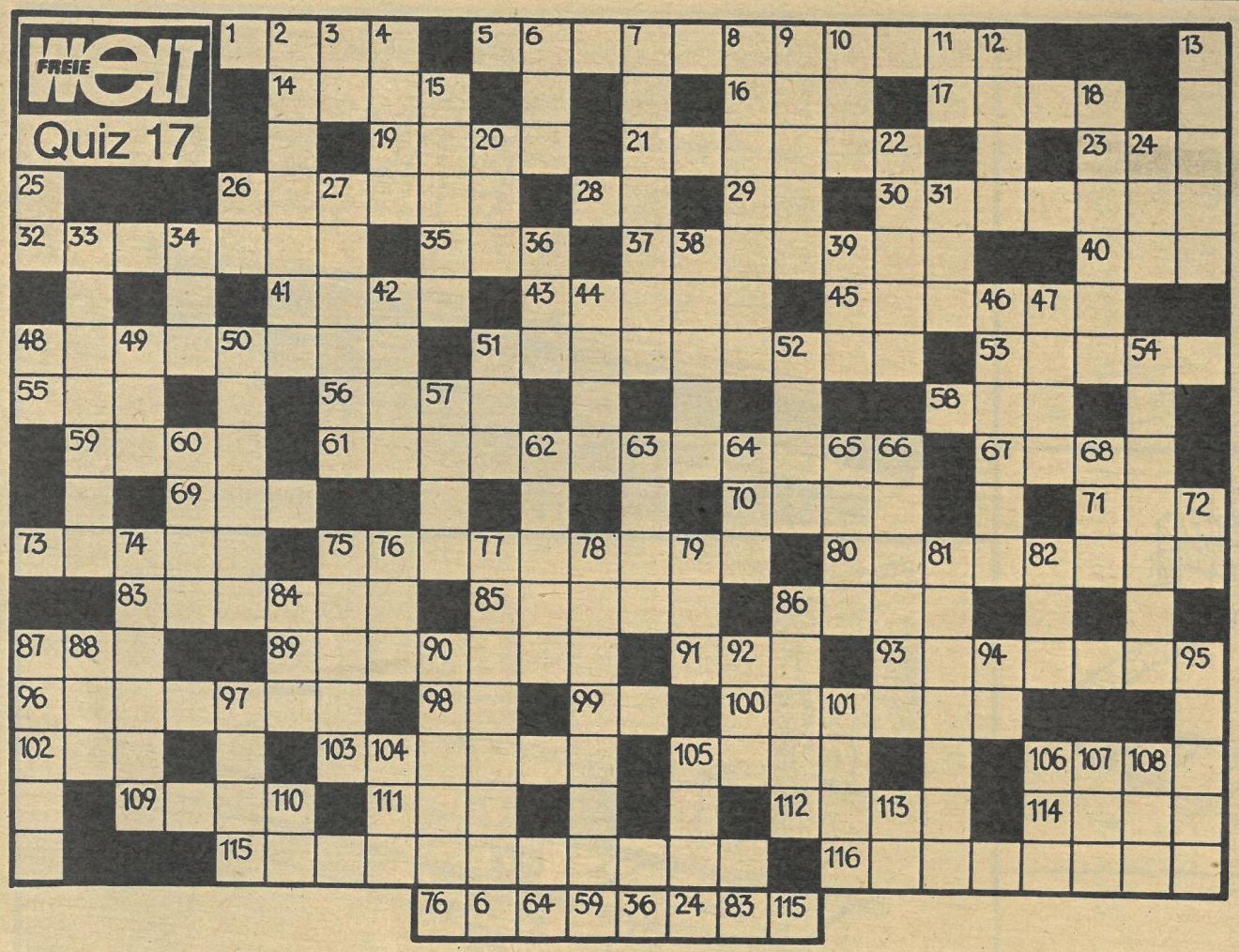
Darauf die and're – etwas frostig –
und ihre Stimme klang recht rostig:
„Im großen Ganzen – ohne Zweifel –
bin ich dir treu, doch hol's der Teufel –
und das gestehe ich dir gleich –
vor einer Weiche werd' ich weich!“

Läpke



Waschraum: Ein Mann ist kein Mann, wenn er nicht laut sagt, was er denkt. O'Casey

★ RÄTSEL/QUIZ



76 6 64 59 36 24 83 115

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hobelabfall, 5. russ. Schriftsteller von Weltruf („Die Brüder Karamasow"), 14. svw. gleich, einerlei, 16. engl. Biersorte, 17. südfranzös. Bergbaustadt, 19. Ausflug zu Pferde, 21. Verbindungsstück, 23. Körperteil, 26. Mädchenname, 28. hohe Spielkarte, 29. Abk. für Chiffre, Chef, 30. Stadt im O des USA-Staates Wyoming, 32. Teilnahmslosigkeit (griech.), 35. russisch: hundert, 37. vorderasiatische Hauptstadt, 40. dichterisch: Adler, 41. Märchenwesen, 43. die polynesischen Ureinwohner Neuseelands, 45. Komponist der DDR-Nationalhymne, 48. Sonnenschutz aus verstellbaren Brettchen, 51. svw. altertümliche, großformatige Bücher, 53. See in Finnland, 55. Zitatensammlung, 56. Futterpflanze, 58. türk. Ruinenstätte, 59. alte Stadt a. d. Kura/Georg. SSR, 61. bedeut. russ. Komponist (1840–1893), 67. niederländ. Stadt, 69. Abschnitt der Bühnenwerke, 70. Fluß i. d. Baschkirischen ASSR, 71. Zeichen, 73. südamerik. Schildkröte, 75. Erklärer, Deuter (latein.), 80. südaustralische Hafenstadt, 83. das Eindringen einer Flüssigkeit in eine andere durch eine Scheidewand, 85. Mahlzahn, 86. Kuchengewürz, 87. lateinisch: Kunst, 89. Mädchenname, 91. mittelschweizer. Kanton, 93. Unionsrepublik im SO des europäischen Teils der UdSSR, 96. sizilian. Stadt am Südfuß des Ätna, 98. chem. Zeichen für Mangan, 99. chem. Zeichen für Titan, 100. festgesetzter Zeitpunkt, 102. berühmter sowj. Zauberkünstler, 103. Klosterzelle; Wohnung eines Einsiedlers, 105. Nordlandtiere, 106. großer Raum, 109. Flachsabfall, 111. nord. Männername, 112. jugoslaw. Staatsmann (gest. 1980), 114. altes Längenmaß, 115. russ. Philosoph und Literat (1836–1861), 116. Gewebeart.

Senkrecht: 2. engl. Münzeinheit (Mz.), 3. Aktiengesellschaft (Abk.), 4. törichter Mensch; Spaßmacher, 6. Windrichtung, 7. russ. Dichter von Weltruf („Anna Karenina"), 8. weltbekannter sowj. Fußballtorwart früherer Jahre, 9. Hirsche mit Schaufelgeweih, 10. svw. Schmerz, Leid, 11. Abk. für Kulturabgabe, 12. Schabeisen der Kammacher, 13. sagenhafter griech. Dichter der „Ilias", 15. Mädchenname (Kurzf.), 18. Wolganebenfluß (mündet bei Kuibyschew), 20. Handlung, 22. Bestandteil tier. u. pflanzl. Öle und Fette, 24. Mädchenname, 25. russisch: ja, 26. Zeichen für Amperestunde, 27. strafbare Handlung, 31. ostbelgische Stadt bei Liège, 33. Schandpfahl des Mittelalters, 34. Transformatorenwerk in Berlin (Kurzf.), 36. kleine dänische Insel im Großen Belt, 38. Muse der Liebesdichtung, 39. Wendekommando, 42. Gesteinsblock, 44. Gebirge i. d. Kirgisischen SSR, 46. Zeichenhilfsgerät, 47. amerikan. Stadt nordwestl. von Oklahoma City, 48. zustimmendes Wort, 49. Volk in Laos, 50. Sonderling; das Einzigartige (latein.), 51. Fell des sibir. Eichhörnchens, 52. sowj. Nachrichtenagentur, 54. Fastenmonat der Mohammedaner, 57. svw. unverfälscht, 60. kleine Insel vor der Ostküste Djawas/Philippinen, 62. Industriestadt im N des USA-Staates Ohio, 63. sowj. Fluß zum Kaspisee, 64. Zorn, Rage, 65. engl. Shakespearedarsteller (1787–1833), 66. ein chem. Element, 68. französisch: Freund, 72. französ. Artikel, 74. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 75. einer der alttestamentarischen Erzväter, 76. Wartanebenfluß, 77. Männername, 78. svw. Hochfläche, Tafelland (französ.), 79. metallhaltiges Mineral, 81. arktisches Volk, 82. amerikan. Riesenkröte, 84. Großmutter (Kosef.), 86. Spion, 87. Anbaufläche für Feldfrüchte, 88. indischer Männername, 90. Vollkerf, 92. Mutter der Nibelungenkönige, 94. chem. Zeichen für Radon, 95. Laubbaum (Mz.), 97. Windrichtung, 101. Wortgleichklang, 104. Langarmaffe, 105. spanisch: Fluß, 106. Binnengewässer, 107. das Universum, 108. arab. Männername, 110. altjapan. Brettspiel, 113. sowj. Flugzeugtyp.

Das ehrwürdige Alter von 1127 Jahren zeichnet sie als eine der ältesten russischen Städte aus. Heute ist sie „Stadt der Elektronik", in der Videorecorder, Roboter und viele andere Geräte hergestellt werden. Ihr Name ist das Lösungswort dieses Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 17 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 1. Oktober 1986 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 22/1986 der FREIEN WELT.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

SCHACH

Match-Revanche '86, 2. Partie NIMZO-INDISCH, G. Kasparow (UdSSR)–A. Karpow (UdSSR), WM-Revanche '86 London, 2. Partie (in Klammern: Bedenkzeit in Minuten): **1. d4(0) Sf6(0) 2. c4(0) e6(0) 3. Sc3(1) Lb4(0) 4. Sf3(0) c5(7) 5. g3(0) Sc6(2) 6. Lg2(1) d5(2) 7. cd(44) S:d5(1) 8. Ld2(1) cd(4) 9. S:d4(1) S:d4(11) 10. S:d5(0) L:d2+(1) 11. D:d2(0) Sc6(12) 12. Sf4(30) D:d2+(0) 13. K:d2(0) Ld7(1) 14. Thc1(0) Ke7(4) 15. Sd3(3) Thc8(35) 16. Sc5(12) Tab8(5) 17. Tc3(8) Sd8(1) 18. Tac1(3) Lc6(16) 19. Sd3(1) Ld7(4) 20. Se5(2) T:c3(2) 21. T:c3(0) Le8(0) 22. b4(3) a6(4) 23. Le4(6) h6(2) 24. a3(5) f6(17) 25. Sd3(6) Lc6(0) 26. L:c6(1) S:c6(0) 27. Sc5(0) Se5(1) 28. f4(1) Sd7(0) 29. Sb3(1) Kd6(3) 30. e4(1) g5(4) 31. Ke3(5) e5(5) 32. fg(6) fg(1) 33. Sa5(1) g4(0) 34. Tc2(0) h5(1) 35. Tc1(1) b6(1) 36. Tc6+(1) Ke7(0) 37. Sc4(0) Tf8(1) 38. Ke2(1) Tf3(0) 39. Se3(0) Sf6(0) 40. T:b6(1) S:e4(1) 41. T:a6(3)** (nach dem folgenden Abgabezug führte der Exweltmeister alle Prognosen der Schachjournalisten und auch mancher Experten, die einen Gewinn von Weiß vorausgesagt hatten, ad absurdum) **41. ...Tf2+(7) 42. Kd3(0) Sd6(0) 43. Ta7+(2) Ke6(1) 44. Th7(1) e4+(3) 45. Kc3(12) Sb5+(1) 46. Kc4(2) S:a3+(1) 47. Kd4(3) T:h2(1) 48. Th6+(7) Kd7(25) 49. Sd5(10) h4(18) 50. T:h4(15) T:h4(0) 51. gh(0) g3(0) 52. Sf4(0) Sc2+(0) Remis (0).**

Großmeister David Bronstein (Moskau): „Im ganzen darf man zur 2. Partie sagen, daß Weltmeister Garri Kasparow sie in der ersten Hälfte ebenso ausgezeichnet im Angriff führte wie Exweltmeister Anatoli Karpow nach Wiederaufnahme glänzend die Abwehr im Endspiel dirigierte..."

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

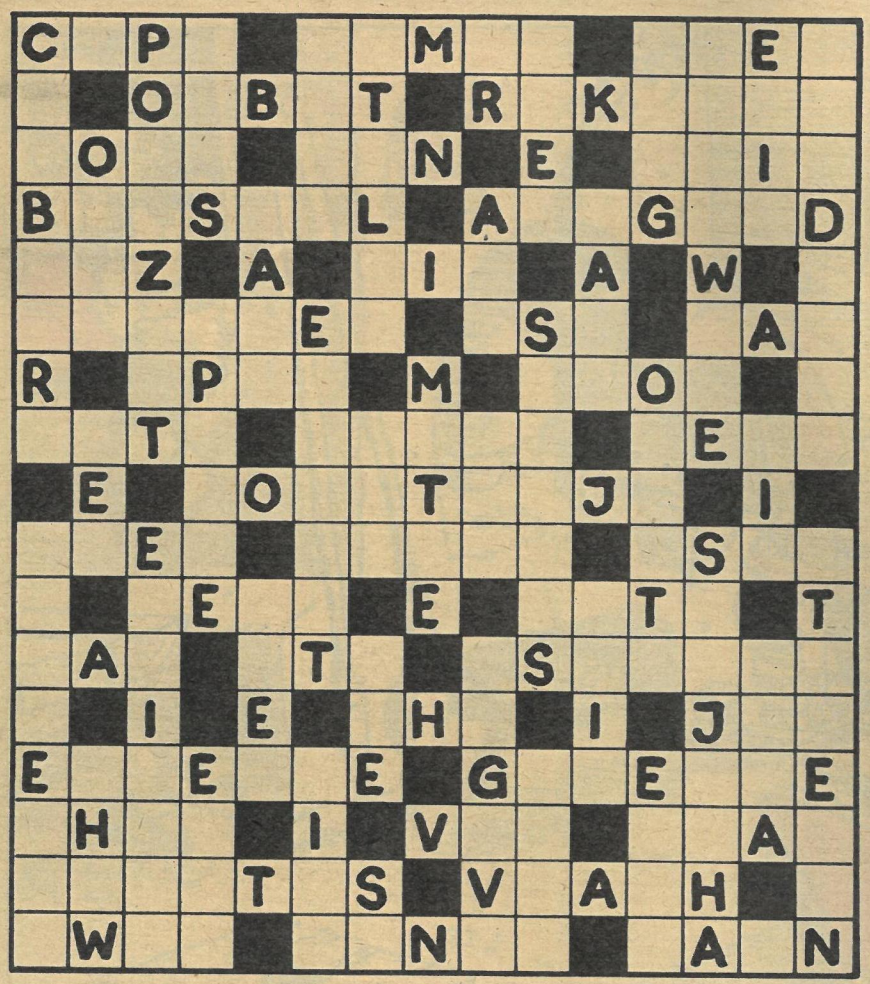
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

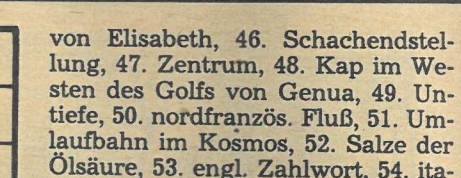


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. dichterisch: Adler, 2. Feldmaß, 3. Mädchenname, 4. Speisefisch (Mz.), 5. weibl. Bühnenrolle, 6. Mädchenname, 7. Baumteil, 8. hohe Spielkarte (Mz.), 9. Baikal-Amur-Magistrale (Kurzw.), 10. südwestengl. Industrie- und Hafenstadt am Avon, 11. Hauptstadt Australiens, 12. Umhang, 13. Judo-Meistergrad, 14. griech. Sagengestalt, 15. Schwur, 16. Ort nordöstl. von Auerbach/Bez. K.-M.-Stadt, 17. Kunstmuseum in Leningrad, 18. spanisch-italien. Mädchenname, 19. Neckarnebenfluß, 20. griech. Göttin der Zwietracht, 21. engl. Schulstadt, 22. Preisschild, 23. See in Nordamerika, 24. islam. Fürstentitel, 25. Angehöriger eines Volkes im NW der SU, 26. Stufengestelle, 27. eine chem. Verbindung, 28. Küstenschiff, 29. Tierprodukte, 30. dreimastiges Segelschiff im 17. Jh. (spanisch-portugies.), 31. männl. Vogel, 32. Stadt im S der SR Vietnam, 33. kleine Insel v. d. schottischen Westküste, 34. griechischer Name für Troja, 35. Donaunebenfluß, 36. indoeurop. Stämme, die im 2. Jahrtausend v. u. Z. nach Italien einwanderten, 37. Bergrücken in Niedersachsen/BRD, 38. Wasserfall im W der Indischen Union (südl. von Goa), 39. Reisegruppe in Wüstengebieten, 40. Windschatten, 41. italien. Schriftsteller und Arzt („Christus kam nur bis Eboli"), 42. vertontes Gedicht, 43. Inselnehrung bei Venedig, 44. Bucht, lagunenartiger Strandsee, 45. Kurzform von Elisabeth, 46. Schachendstellung, 47. Zentrum, 48. Kap im Westen des Golfs von Genua, 49. Untiefe, 50. nordfranzös. Fluß, 51. Umlaufbahn im Kosmos, 52. Salze der Ölsäure, 53. engl. Zahlwort, 54. italien. Wirtshaus, 55. spanische Stadt südl. von Granada, 56. Nebenfluß der Aller, 57. russ. Männername, 58. Angehöriger eines staatlichen Organs für Ordnung und Sicherheit, 59. Schiffahrtsunternehmen, 60. sowj. Schriftstellerin (gest. 1926); sie war das Vorbild der Kommissarin in dem Stück „Eine optimistische Tragödie", 61. Werbung, 62. Überbleibsel, 63. Ort nordöstl. von Rowno/Ukraine, 64. Abk. für Sanitätsabteilung, 65. irisch-engl. Dramatiker („Pygmalion"), 66. russ. Männername, 67. Hindernis, 68. spanisch: Herren, 69. ein Mineral, 70. kleine Deichschleuse, 71. Ausdrucksweise, 72. Arzneiplätzchen, 73. Studentenblume, 74. fischreicher Hochgebirgssee in Äthiopien, 75. Volk in Thailand, 76. Destillationsprodukt der Kohle, 77. Zeitmesser, 78. lateinisch: Straße, Weg, 79. jugoslaw. Adriainsel, 80. bekannter tschech. Orchesterleiter.

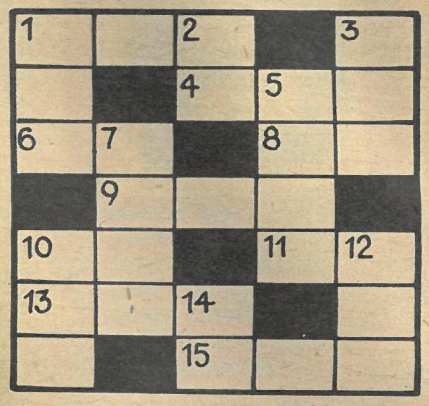
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



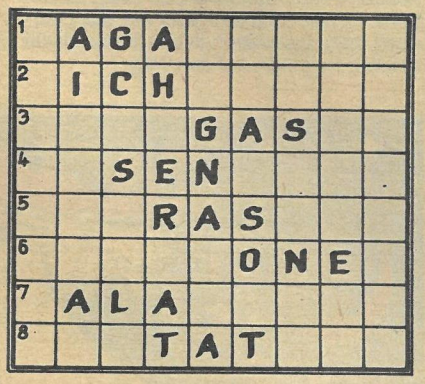
Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. zweiter Flugzeugführer, 4. Stierkämpfer, 6. Zeichnung im Holz, 8. österr. Bezeichnung für Stechmücken, 9. Fünfpolröhre, 10. griechisch: gegen, 11. griech. Meergott, 13. Vererbungslehre, 15. Gärfutter.
Senkrecht: 1. See im SW Finnlands, 2. Glücksspiel, 3. Rosensorte, 5. Dreisatzrechnung, 7. in Schlangenlinie ansteigender Bergweg, 10. Mädchenname, 12. Rauminhalt eines Schiffes, 14. Hafenstadt in Jakutien/UdSSR.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. unbedeutende Kleinigkeit, 2. Hochfläche im Bezirk Erfurt, 3. Gewässer nordöstl. von Leningrad, 4. Kurort im Harz, 5. russ. revolutionär-demokrat. Dichter und Publizist (gest. 1878), 6. Inselgruppe Melanesiens/Pazifik, 7. Unglück; Mißstand, 8. Nachahmung.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen eines russischen revolutionären Demokraten, der Philosoph und Publizist war (gest. 1848).



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein „Abschiedswort beim Verlassen einer Trinkstube".

Auflösungen aus Heft 18/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Alameda (5), Akron (3), Ditte (15), Okarina (55), ars (12), Gontard (25), Komitat (42), Aorta (7), Tiga (70), Relikt (59), Hausen (27), Athen (10), Ninon (50), Ely (23), Uri (74), Eleaten (18), Marokko (46), Dnepr (16), Kokerei (39), Hebamme (29), RNE (61), Nie (52), Anapa (8), Genus (24), Taktik (67), Rahmen (56), Igor (30), Ibiza (32), Ladiner (44), Uhrglas (72), Evi (21), Isolani (34), Telex (68), Tadel (66), Element (19).

Senkrecht: Hangar (26), Krinoline (36), Anoa (11), Amado (4), Edikt (20), Adam (1), Statistik (64), Restant (58), Trage (69), Kratt (41), Noah (53), Itu (35), Reel (63), Kant (38), Amur (6), Henning (28), Nymphen (51), Ne (48), Illo (31), Oasen (54), Roman (62), Ede (17), Are (9), Kamp (43), Krokodile (40), Reni (57), BASA (13), Marmolada (45), EA (22), Iesi (33), Stilett (65), Urahn (73), Agave (2), Tri (71), Kies (37), Nasale (47), Brote (14), Zuave (75), Nixe (49), Ritt (60).

Vom Kern zum Wort: 1. Intendant, 2. Reportage, 3. Krasnodar, 4. Unterhaus, 5. Tiedemann, 6. Steinbock, 7. Kartoffel. – Irkutsk.

Um die Ecke gedacht: Jägerlatein.

Silbenkreuzworträtsel: Waagerecht: 2. Melone, 5. Loge, 7. Bebel, 8. Stapelie, 10. Adele, 12. Rivale, 14. Garnele, 15. Kadi, 16. Risa, 18. Lineal.
Senkrecht: 1. Illo, 3. Lobelie, 4. Nebel, 6. Gestade, 9. Pelerine, 10. Amor, 11. Welle, 13. Valerie, 14. Gardine, 15. Kali, 17. Sage.

Raten und Rechnen:

948	:	6	=	158
–		×		+
3	+	112	=	115
945	–	672	=	273

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 14) aus Heft 16/1986

Waagerecht: 1. Ilja, 4. Prawda, 10. SAG, 13. Ero, 14. Mio, 15. Ner, 16. Krakatau, 17. Iris, 18. Madrigal, 19. Ora, 21. Arne, 22. Tor, 24. RST, 25. Rauna, 27. Ural, 30. Alken, 32. Bett, 33. Egart, 36. Milan, 38. eilen, 40. Einer, 43. Area, 44. Ilim, 46. Gas, 48. IL, 49. Zigarren, 50. Zapata, 52. Meinung, 56. no, 57. Aeta, 58. Neon, 59. ha, 60. TASS, 63. Cent, 66. Go, 67. Platane, 69. Castro, 71. Kreation, 73. Or, 74. Bek, 75. Rhin, 77. Edel, 78. Snobs, 80. Etage, 82. Tagil, 86. Ralow, 88. Stab, 90. Irene, 92. Nemi, 93. Nurmi, 95. Err, 96. Ski, 97. Grog, 98. Oma, 101. Initiale, 102. Orel, 103. Iran, 106. Habanera, 107. est, 108. Nis, 109. Leonore, 110. Rio, 111. entern, 112. Onon, 113. Agen.
Senkrecht: 1. Irina, 2. Lorelei, 3. Amstel, 4. Pomr, 5. Andrea, 6. Werst, 7. Drittel, 8. Orla, 9. Ikone, 10. Sto, 11. Aar, 12. Guantanamo, 16. Karenz, 20. Rum, 21. Ala, 23. Onegin, 26. Agara, 28. Riga, 29. Al, 31. Kimme, 34. Arrest, 35. Reet, 37. Nith, 39. Nan, 41. Eins, 42. RGO, 45. Ia, 47. Suhl, 48. IG, 50. Zuckerrohr, 51. Paneel, 53. Eos, 54. Naab, 55. Pan, 58. Noon, 60. Taktik, 61. Serge, 62. Kant, 64. Erda, 65. Talon, 66. Gis, 67. Pr, 68. Tee, 69. Ci, 70. Reim, 72. Nomina, 73. Osseten, 76. Hengelo, 79. Karate, 81. Arioso, 83. Angina, 84. Ge, 85. Linnen, 87. Wuhne, 89. trist, 91. Erlen, 94. Mira, 96. Senn, 99. Mai, 100. Abo, 104. Rog, 105. Are.
Lösungswort: Perle der Antillen

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Clara Bolz, Babelsberg, 1502

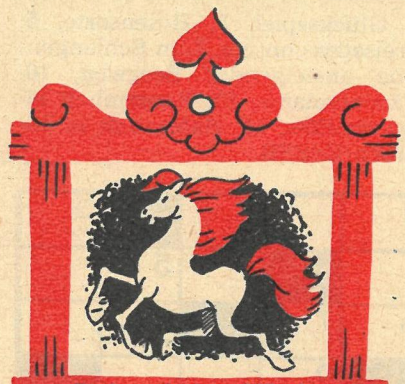
2. Preis:
75,– M Thomas Schulmann, Nordhausen, 5500

3. Preis:
50,– M Harald Langer, Grünhainichen, 9392

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Marco Zehnel, Zeitz, 4900; Eberhard Schmidt, Naumburg, 4800; Ulrich Brasdat, Wandlitzsee, 1292; Ruth Hirsekorn, Berlin, 1035; Peter Lisztmaier, Parey, 3284.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

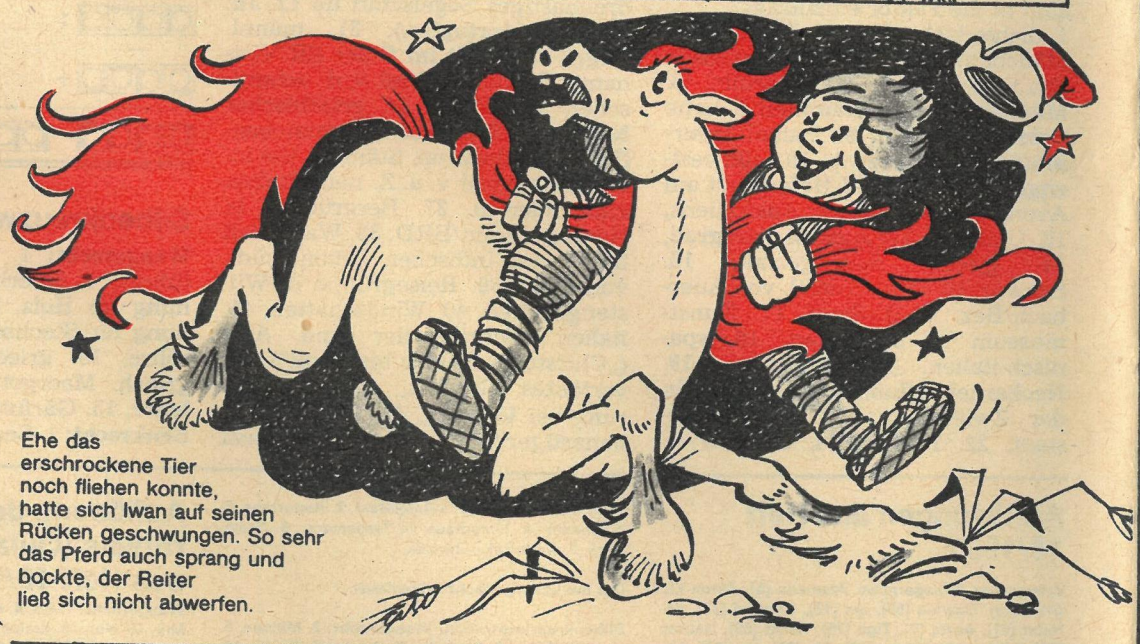
KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 1



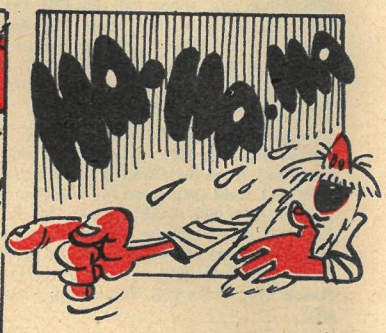
Frei nach dem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau.

Es lebte einst ein alter Mann mit seinen drei Söhnen Danilo, Gawrilo und Iwan. Die Brüder bauten Weizen an und verkauften ihn. Eines Morgens aber stellten sie fest, daß jemand des Nachts ihr Feld zertrampelt hatte. Und sie beschlossen, immer abwechselnd zu wachen. Doch kaum hatten sich die beiden Ältesten am Feldrand niedergelassen, so fielen sie in tiefen Schlaf. Und morgens war das Feld noch mehr verwüstet. In der dritten Nacht machte sich Iwan auf den Weg…

Er versteckte sich hinter einem Busch und wartete. Plötzlich galoppierte eine herrliche Stute heran, schneeweiß, mit goldener Mähne und silbernem Schweif.



Ehe das erschrockene Tier noch fliehen konnte, hatte sich Iwan auf seinen Rücken geschwungen. So sehr das Pferd auch sprang und bockte, der Reiter ließ sich nicht abwerfen.



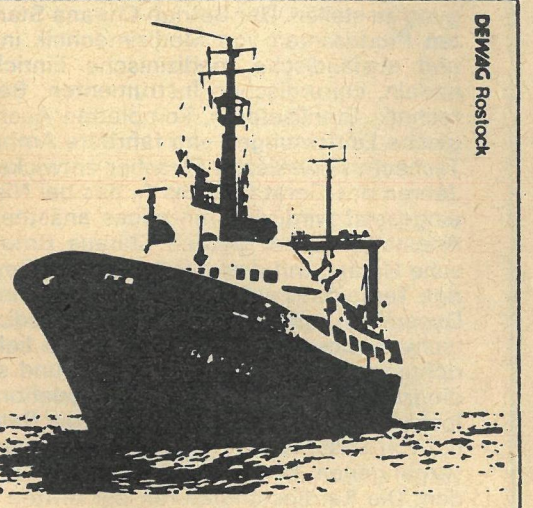
Die Stute stob davon. Iwan aber eilte nach Hause und berichtete, was ihm widerfahren war. Doch Vater und Brüder lachten sich halbtot über den einfältigen Iwan, der Traumgeschichten erzählte.

Der kleine Klarinettist

Fortsetzung von Seite 35

Uhr nach Hause. Er setzte sich an den Tisch und sagte kein Wort.
„Ist etwas passiert?“ fragte das Mädchen.
Er blickte zu ihr auf wie zu einem höheren Wesen, das soviel schöner, besser und klüger ist als er.
„Ich bin sehr unglücklich“, sagte er, die Worte langsam aussprechend…
„Und warum, du Närrchen?“
„Man sagt, seit drei Tagen komme jeden Abend, wenn ich im Theater bin, ein Offizier hierher.“
Oh, er denke nicht schlecht von ihr! Es sei auch noch kein Schatten eines Verdachts auf sie gefallen. Ein einfacher Mann sei es gewesen, dessen Herz einen Zusammenhang zwischen dem Soldaten und dem Mädchen fand. Er habe es offen ausgesprochen, gleich, so wie er es empfunden hätte.
Das Mädchen hob den Kopf: „Sie wollen damit doch nicht sagen, er kommt zu mir?“
Marschall verbarg das Gesicht verschämt in der Hand. „Ich will nicht…“
„Und was wollen Sie damit sagen?“
Kaum hörbar antwortete er: „Ich weiß nicht, was ich sagen will.“
Sie schwiegen lange. Klári setzte sich und blickte zu Boden. Sie spürte, wie ihre Finger aneinanderschlugen, so sehr zitterte sie. Er sollte nur nicht wiederkommen, wenn er nur nicht käme, gerade jetzt, vor der Hochzeit. Dann sagte sie, aber nur für sich: „Lieber, armer, guter, teurer Marschall.“
Es wurde dunkel. Nach langem Schweigen fragte Klári müde: „Gehen Sie heute nicht ins Theater?“
Der Klarinettist saß noch immer, den Kopf geneigt, am Tisch. Und er sagte ein wenig kräftiger: „Nein, ich gehe heute nicht ins Theater.“
Klári wagte nicht, sofort zu sprechen. Ihr Herz schlug heftig. Schüchtern fragte sie nach einer Weile: „Ein Schwank wird gespielt?“
Der Klarinettist saß unbeweglich auf seinem Platz: „Nein.“ Geduldige, kluge Frauen fragen in solchen von Angst erfüllten langen Zeitabständen ihre Männer, wenn diese am Abend mürrisch nach Hause kommen. Klári wartete mit einer neuen Frage. Sie sagte nur soviel: „Nun?“
Und jetzt geschah es zum ersten Mal, daß Marschall hart antwortete: „Und dennoch gehe ich nicht.“
Jetzt wußte das Mädchen, der Klarinettist wartete auf jemanden. Ihr war, als wäre alles Blut aus dem Kopf gewichen, ihr schwindelte.
Inzwischen war es dunkel geworden. Sie machten kein Licht im Zimmer, blieben stumm im Dunkeln sitzen. Plötzlich dann klopfte es an der Außentür, und die Hausmeisterin kam herein. Marschall sprang auf und fuhr sie an: „Was wollen Sie?“
Die arme Frau war zu Tode erschrocken. Sie blickte zuerst Klári und dann den Mann an. Der schrie: „Was wollen Sie? Wer ist hier? Ist es der Offizier?“
„Ja, bitte sehr.“
Marschall weitete den Kragen mit dem Finger, dann wurde seine Stimme sehr kühl und ruhig: „Wo ist er?“
„Draußen, bitte sehr.“
Er ging hinaus. Der Oberleutnant war bereits in ihrer Küche, er hatte noch die Mütze auf. Marschall stellte sich vor ihn hin und verneigte sich.
„Wen suchen Sie?“
Der Soldat salutierte und fragte unschuldig: „Entschuldigen Sie, wohnt hier nicht Fräulein Lázár?“
„Ja.“
„Kann ich sie sprechen?“
„Nein“, sagte Marschall ruhig.
„Ist der Herr vielleicht ein Verwandter?“
„Wie man es nimmt.“
Von dem Gesicht des Oberleutnants verschwand das höfliche Lächeln. Er wurde plötzlich ernst.
„Dann habe ich mich geirrt. Pardon!“
Er salutierte und ging hinaus. Seine Sporen klirrten bereits den Hof entlang, als Marschall noch immer in der dunklen Küche stand, die Hände in den Taschen. Ihm war das Herz sehr schwer. Er vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen, wo er mit dem Offizier gesprochen hatte, die Knie waren ihm auf einmal weich. Über soviel Energie verfügte der kleine Körper des Musikers nicht. Er spürte, wie ihm Hände und Füße schlaff wurden. Am Mittag war er noch so glücklich gewesen, seitdem war nichts weiter geschehen, als daß jemand jemanden gesucht hatte – und doch war so manches zu Ende. Er schleppte sich ins Zimmer, wo seine Braut unbeweglich stand. Auf den ersten Stuhl, der ihm in den Weg kam, setzte er sich.
Sie schwiegen. Der erste kühle Herbstwind wehte durch die kleine Straße. Das Mädchen ging zu dem Mann und preßte sein unrasiertes Gesicht an ihre Brust. Marschall schloß die Augen.
Sehr lange blieben sie so, dann sagte der kleine Klarinettist: „Haben sich die Kinder hingelegt?“
Klári antwortete flüsternd: „Ja.“
Jetzt schwiegen sie wieder. Dann begann der kleine Klarinettist, doch jetzt bereits mit gedämpfter Stimme: „Klári, liebst du mich?“
Das Mädchen sagte still: „Ich liebe dich sehr, denn…“
Und sie drückte den Kopf des kleinen Mannes noch fester an ihre Brust: sie begann zu lächeln und schloß plötzlich die Augen, denn eine sehr, sehr große Träne rann ihr unter den Lidern hervor.

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE
38. Spielwoche
ZUSÄTZLICHE GEWINNAUSLOSUNG
TELE LOTTO
anläßlich des Nationalfeiertages der DDR
Ziehungen am 21. und 24. September 1986
50 mal 10 000,– Mark
100 Pkw Trabant 601 S
100 mal 5 000,– Mark
300 Auslandsreisen für je 2 Personen
400 mal 3 000,– Mark
LOTTO TOTO

DEWAG Rostock
Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich
Fischverarbeitung
als Produktionsarbeiter
Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und
– ein guter Gesundheitszustand
Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.
Informieren Sie sich!
Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!
VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11
Reg.-Nr. 63/I/86

ANZEIGE

Wissenschaft und Technik im Dienste des Gesundheitswesens

Kostenlose Gesundheitsfürsorge ist in der ČSSR seit nunmehr vierzig Jahren selbstverständlich. Dazu gehören die Behandlung durch praktische Ärzte und Fachärzte, der Aufenthalt in Krankenhäusern und Fachheilanstalten, diagnostische und therapeutische Leistungen einschließlich Operationen. Um die Gesundheit der tschechoslowakischen Bürger sorgen sich rund 54 000 Ärzte, in den Einrichtungen des Gesundheitswesens stehen 193 000 Betten zur Verfügung.

Zu diesen enormen Leistungen gehören untrennbar die Entwicklung der Gesundheitsfürsorge und die Einführung neuer Diagnostik-, Heil- und Rehabilitationsmethoden, die heute ohne enge Zusammenarbeit mit Biologen, Physikern und Medizinern undenkbar wäre. So können sich die Mitarbeiter des Gesundheitswesens auf einen Komplex sich ständig vervollkommnender technischer Mittel stützen. Chemiker und Biologen erweitern stets die Palette der Arzneimittel. Biochemiker erzielten beachtliche Ergebnisse bei der Erforschung von Antimetaboliten, Verbindungen, die in ihrer Struktur Bestandteilen des Stoffwechsels lebender Organismen ähneln. Bereits vor Jahren entdeckten sie den Stoff 6-Azauridin, der sich bei der Heilung einiger Hautkrebsarten bewährt hat, und das 5-Azacytidin, das erfolgreich gegen Leukämie eingesetzt wird. Eine hoffnungsvolle Entdeckung der letzten Jahre ist auch 3-Oxauracil, dessen mikrobielle Wirkung das Wachstum von Krebszellen hemmt und Immunreaktionen des Organismus beseitigt.

Ein Ergebnis der Zusammenarbeit wissenschaftlicher Institute und pharmazeutischer Industrie der ČSSR ist die Entwicklung und Herstellung von Adiuretin. Dieses Präparat ist bislang im Weltmaßstab das wirksamste Mittel gegen Ruhr. International beachtet war auch die Entdeckung von Mucidermin, einem wirksamen Antibiotikum gegen Schimmelkrankheiten.

Forschungsinstitute und Maschinenbaubetriebe arbeiten eng zusammen, um der medizinischen Wissenschaft und Gesundheitsfürsorge immer vollkommenere Instrumententechnik zur Verfügung zu stellen. Der Betrieb Chirana Stará Turá zählt zu den größten Produzenten von Medizintechnik in Europa. Er versorgt in- und ausländische medizinische Einrichtungen mit Injektionsnadeln, chirurgischen Instrumenten, Beatmungs- und Röntgentechnik, Sterilisatoren, kompletten Ausrüstungen für stomatologische Einrichtungen und fahrbare Ambulanzen.

Tschechoslowakische Forscher entwickelten in den vergangenen Jahren das Gerät Chiradis A, das bei Nierenversagen zur Dialyse eingesetzt wird, und ein neues anästhesiologisches Instrument, Anemat N 8. Der Betrieb Chirana Brno produziert kryachirurgische Geräte, mit deren Hilfe krankes Gewebe durch extrem niedrige Temperaturen zerstört werden kann.

Dynamisch entwickelt sich die medizinische Elektronik. Der tschechoslowakische Maschinenbau liefert den Gesundheitseinrichtungen vervollkommnete drei- und sechskanalige Elektrokardiographen, transportable Batteriedefibrilatoren und viele andere Instrumente. Seit 1973 produziert der Betrieb Tesla Valašské Meziříčí Kardiostimulatoren zur Unterstützung der Herztätigkeit. Im vergangenen Jahr konnten 5000 solcher Geräte ausgeliefert werden. Die Kardiostimulatoren der dritten Generation sind wesentlich kleiner und haltbarer als die der vorangegangenen. Auch die Kernphysik bietet der medizinischen Wissenschaft neue Diagnostik- und Heilmittel. In mehr als 50 Einrichtungen des Gesundheitswesens der ČSSR benutzt man radiopharmazeutische Präparate. Einen wesentlichen Teil dieser Präparate liefert das Institut für Kernphysik Řež bei Prag. Es handelt sich zum Beispiel um Galium für die Diagnose von Geschwulsterkrankungen, um Technicium 99, das bei Untersuchungen der Leber, des Gehirns und der Lunge eingesetzt wird.

Beredtes Zeugnis von den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft legt auch das tschechoslowakische Transplantationsprogramm ab. Transplantationen von Nieren, Bauchspeicheldrüse und Leber gehören heute zur Praxis, seit 1984 werden auch Herzen erfolgreich transplantiert. In drei Fachzentren der ČSSR praktiziert man Replantationen von durch Unfälle abgetrennten Gliedmaßen.

Der erfolgreiche Kampf gegen Krankheiten und Unfallfolgen sowie die umfassende Gesundheitsfürsorge stützen sich also auf die Entwicklung einer breiten wissenschaftlichen und technischen Basis.

Regen und so heiter

Zweimal fuhren wir hinaus auf die Karelische Landenge und fanden den Finnischen Meerbusen so gut wie nackt. Bar der angeblich anderthalb Millionen Leningrader, welche die vierzig Kilometer lange Kur- und Badeortzone nordwestlich der Stadt an jedem Sommerwochenende überschwemmen sollen. Immer hatten dunkle Wolken gerade ihre Bäuche entleert oder standen im Begriff, solches zu tun.

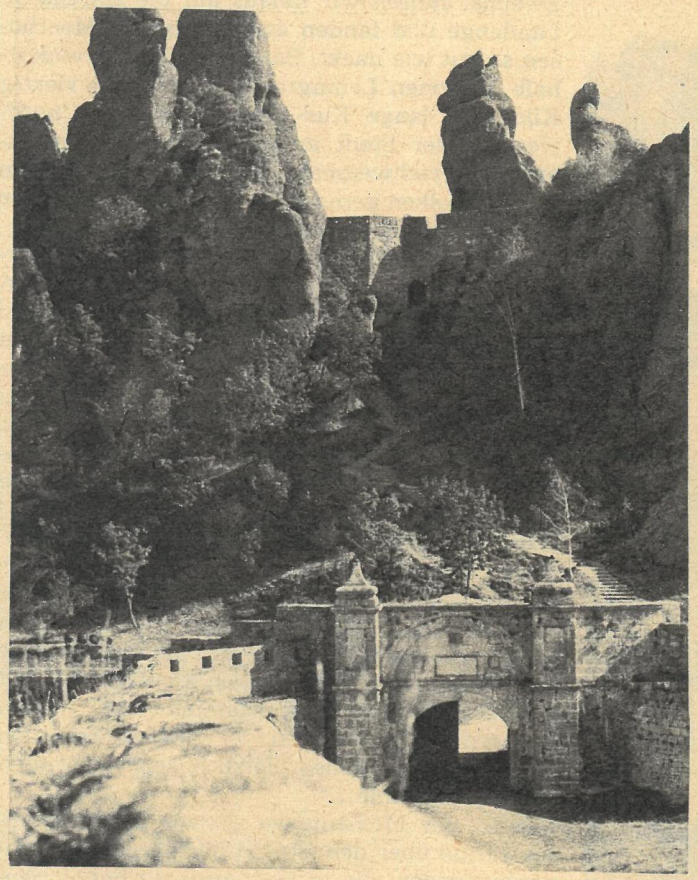
Einhundertsechsundzwanzig Regentage verzeichnet Leningrad im Durchschnitt pro Jahr. Das kann doch eine Seestadt nicht erschüttern! Aber dem Kinderspielplatzbaum, müssen ihm nicht die Wurzeln zu Berge stehen, wenn Gospodin Petrus gar nicht wieder lassen will von seiner Schirmherrschaft? Und der arme Fotograf, der die Farbe tief in der Tasche vergräbt, ist es ein Wunder, daß er ein bißchen rot sieht, weil nur noch schwarz-weiß geht?

„Der Leningrader Regen", schreibt der Leningrader Schriftsteller Daniil Granin, „setzt überraschend ein, viele behaupten, dazu brauche er nicht einmal Wolken. Die Leningrader rechnen immer mit Regen, sie vergessen nie ihre Schirme und Regenmäntel. Der Regen klopft dumpf auf Schirme und Hauben, sammelt sich in den Löchern des vom Zahn der Zeit zerfressenen Granits. Doch ebenso plötzlich zeigt sich auch wieder die Sonne..."

Das ist der Moment, wo sie wie die Mückenschwärme über den Strand herfallen, jene Sonnenhungrigen, die in über zwanzig Sanatorien, drei Dutzend Erholungsheimen, zweihundertfünfzig Ferienlagern und ungezählten kleineren Touristenherbergen auf der Lauer liegen. Lautstark malten wir uns das Bild aus. Kommentar der um ihr Ruhekonto bemühten Bankhalterin links außen: „Das kann ja heiter werden!"

Wetterwendisch sind Wünsche. Diese Zeilen wurden an einem Hundstag in Berlin zu Papier gebracht. Backofenwarm das Verlagshochhaus, wie Sirup der Asphalt um den Alex und ewig diese Sonne! Jetzt ein Stündchen Leningrader Regen...

Lothar Willmann (Fotos)
Fritz Jahn (Text)



Leserfoto

Roter Sandstein in bizarren Formen und altertümliche Mauern, auf türkische Bauweise aus Steinblöcken errichtet – das ist die Belogradtschik-Festung in Nordwestbulgarien. Sie wurde Anfang des 19. Jahrhunderts auf den Trümmern einer römischen Festung erbaut und diente 1885 zum letzten Mal als Verteidigungsanlage im Serbisch-Bulgarischen Krieg. Die zum Teil restaurierte Anlage ist heute ein Freilichtmuseum, wo sich romantische Seelen in die Märchen- und Sagenwelt der Vergangenheit hineinträumen können. Das soll besonders im Mondschein gelingen. Und bestimmt hat menschliche Einbildungskraft den „Felsgestalten" bei solcher Beleuchtung ihre Namen gegeben: „Adam und Eva", „Bär", „Kuckuck", „Mönch", „Nonne" und „Derwisch".

Eberhard Ortgies, Berlin

Tee in Tjumen

Seit fünf Jahren habe ich Eure Zeitung im Postkasten. Heute möchte ich von meinem Urlaub in diesem Jahr erzählen. Das ist die Vorgeschichte: 1966 begann eine Brieffreundschaft zwischen mir und einem Mädchen aus Tjumen in Westsibirien. Inzwischen hat jeder eine Familie. Unsere Freundin ist Lehrerin, ihr Mann Ingenieur im Erdölgebiet. 1979 hatte sie uns besucht, und jetzt machten wir uns auf die Reise zu ihr. Allein die Begrüßung dauerte bis früh um fünf! Tjumen ist ja kein Touristenzentrum, so daß hierher nicht allzu häufig Ausländer kommen. Doch überall fanden wir Herzlichkeit und Aufgeschlossenheit gegenüber unserer Heimat. Wir waren zu Gast bei einem Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges, der in Berlin den Sieg erlebte. Seine Familie hatte für uns eine Tafel gedeckt, die einer Hochzeit zur Ehre gereicht hätte. Zwei Tage später erhielten wir eine Einladung in die Schule, in welche die Tochter unserer Gastgeber geht. In deutscher Sprache wurde ein Kulturprogramm aufgeführt, das uns begeisterte. Dann waren wir an der Reihe und mußten als erste Besucher aus der DDR viele Fragen beantworten. Unser größter Wunsch war, ein echtes sibirisches Holzhaus mit dem traditionellen großen Ofen von innen zu sehen. Auch das wurde verwirklicht. Wir wollten nur einmal hineinschauen, aber die Familie unterbrach ihre Arbeit, und wir unterhielten uns zwei Stunden am Samowar über unser Leben, über den Lauf der Welt und über unser aller Wunsch nach Frieden.

Wolfgang Stromberg, Stendal

кекс kein Keks?

Ihr Beitrag „Ein шницель ist kein Schnitzel" in „Russisch ohne Schulbank" (FW 17/86) erinnerte mich an Begebenheiten von meiner UdSSR-Reise. Es ging um die Wörter номер und кекс. Im Hotel konnte ich mich nach den Begleitumständen orientieren, als ich für „Zimmer" statt комната номер hörte, aber als ich mir кекс für die Reise kaufen wollte, schüttelte die Verkäuferin den Kopf, obwohl Kekspackungen im Regal standen. Gestikulierend erreichte ich, daß sie mir eine davon verkaufte. Aber ich weiß immer noch nicht, was кекс wirklich bedeutet. Bei dieser Gelegenheit möchte ich fragen, wie viele Folgen der neuen Serie geplant sind.

Irmgard Schmidt, Leipzig

Ja, liebe Leserin, da befanden Sie sich genau in einer Situation, in die man gerät, wenn manche der sogenannten Internationalismen andere Bedeutungen haben. Natürlich heißt номер wirklich Nummer (Nummer einer Zeitung, Programm-, Telefonnummer...), aber in der Nebenbedeutung auch Hotelzimmer. Ein номер на двоих wäre demnach ein Zweibettzimmer, und der Zimmerschlüssel ist ключ от номера. Bei кекс handelt es sich zwar auch um ein Gebäck, doch ist dies ein großer Rosinenkuchen, meist in Kastenform gebacken. Für Ihren kleinen Reiseappetit müßten Sie sich mit печенье (Keks, Kleingebäck) eindecken. Zu Ihrer Frage: Wir haben für unsere Sprachplaudereien etwa zehn Folgen geplant. Es könnten mehr werden, wenn unsere Leser es wünschen. Schreiben Sie uns bitte Ihre Themenvorschläge!

Hella Rymarowicz

Museum im Park

Zu den Schau- und Einrichtungsstücken eines jeden Hauses im Bukarester Museum des Dorfes (FW 15/86) gehören wunderschöne Beispiele textiler Volkskunst, meist in farbiger Wolle oder auch auf Leinen gestickt. Die zu „endlosen" Ketten verbundenen Motive zeigen mehr oder weniger stilisiert Pflanzen und Tiere der ländlichen Umgebung sowie Männer und Frauen in den Trachten der jeweiligen Region.

Regine Weiß, Mühlhausen

Segelt schnell und scharf

Warum haben Sie zu Ihrem Interview mit dem Kapitän des GST-Segelschulschiffs kein Bild der „Wilhelm Pieck" gezeigt (FW 17/86)?

Peter Neumann, Suhl

Das holen wir gern nach. Hier ist sie unter Segeln. Diese letzte echte Brigantine, eine schnelle Schonerbrigg mit scharfem Bug, wurde auf der Warnowwerft gebaut. Länge über alles: 41 m, größte Breite: 7,40 m, Tiefgang 3,60 m.

Das ist Häselburg

Auf der Titelseite Heft 16/86 ist Euch leider ein Fehler passiert: Das kleine Foto mit der Unterschrift „Magdeburg" zeigt das innerstädtische Wohngebiet „Häselburg" in Gera. Ich bin seit 1973 im Bauwesen und habe daran mitgewirkt. Gera hat sich in den vergangenen zehn Jahren sehr gewandelt, hat ein sozialistisches Antlitz angelegt. Und wir Bauarbeiter wollen, daß die Früchte unserer Arbeit niemals wieder durch Krieg zerstört werden!

Hans-Jürgen Deller, Gera

Wir entschuldigen uns für das Versehen und hoffen, die Geraer mit unserem Beitrag „Treffpunkt Schuhgasse, Gera" (FW 17/86) wieder versöhnt zu haben!

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VDJ DDR

Wir waren dabei

Meine Hortgruppe organisierte in der Woche vor Ferienbeginn einen Basar mit selbstgebastelten Kettenanhängern, mitgebrachten Büchern und Spielzeug. Den Erlös von 133 Mark haben wir auf Ihr Solidaritätskonto überwiesen. Die Kinder freuten sich über das gute Ergebnis.

Hortgruppe 2 a, Otto-Grotewohl-OS, Sagard

Auch für die diesjährige Aktion haben wir wieder einige Spenden zusammengetragen und hoffen, daß die Kleinigkeiten Abnehmer finden. Wir wollen damit einen Beitrag für die Unterstützung der um ihre Freiheit kämpfenden Völker leisten.

Direktorat Kader, Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List", Dresden

Ich sende Ihnen Bücher, die hoffentlich ihre Käufer finden, um mit dem Erlös Menschen zu helfen, denen es heute noch nicht einmal möglich ist, Bücher zu erwerben, geschweige denn zu verschenken.

Steffi Gehrhard, Böhlen

Möge der Erlös meiner Bücher den gerechten Kampf gegen das Botha-Regime in Südafrika und gegen die Pinochet-Diktatur in Chile unterstützen.

Ingeborg Zander, Potsdam

Mit den zwei selbstgefertigter Decken möchte ich Ihrem Aufruf nachkommen. Erhaltung des Friedens und Solidarität mit den um Freiheit und Fortschritt kämpfenden Völkern – das sind doch Hauptanliegen unseres Staates und aller seiner Bürger.

Irmgard Petzold, Dresden

Korallen

So war es richtig in Folge 5 „Korallen vor Kuba" (FW 17/86): Fische, Kopffüßer, Krabben, Krebse, Würmer, Schnecken, Muscheln, Schwämme, Seesterne als Mitbewohner der Riffe. Es gewannen: 100 M – Heinz Stier, Gerswalde; 75 M – Wolfgang Schmidt, Strausberg; je 50 M – Heiko Jaenicke, Erfurt; Bettina Barkschat, Dessau; Ruth Martin, Frankfurt (Oder).

Inmitten von 300 000

Viel Erfolg hatten Tausende Leser gewünscht – und nicht vergeblich: 300 000 Berliner und Gäste der Hauptstadt drängten sich am 29. August 1986 an den Ständen von 165 Redaktionen, Verlagen und Institutionen auf dem Berliner Alexanderplatz – erstmalig dabei die Internationale Organisation der Journalisten (IOJ). 300 000 bekannten sich zu der Losung unserer diesjährigen Aktion: „Atomwaffenfrei im Kosmos und auf der Erde – Solidarität mit allen Kämpfern für Frieden und Fortschritt!" Von früh bis spät dicht umlagert auch die FREIE WELT-Tische, an denen uns wie immer Mitarbeiter des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zur Seite standen. Besonders begehrt waren unsere Sonderdrucke: der „Spruchbeutel" mit Sprichwörtern kleiner Völker der Sowjetunion, die „Kulinarische Reise" durch nationale Küchen der UdSSR, das Poster mit sowjetischen Flugzeugen aus fünf Jahrzehnten. Dazu wertvolle Souvenirs und Spielzeug aus Moskau, ofenwarme Piroggen aus dem Interhotel „Stadt Berlin", viele Bücherspenden und Handarbeiten sowie Lose der Internationalen Solidaritätslotterie der IOJ. Alles fand Interessenten. Und ganz gleich, ob mit einer Spende oder mit einer Unterschrift, ob mit dem Kauf am Stand oder dem Loserwerb beim „fliegenden Händler" – alt und jung bewiesen tatkräftig ihren Willen, unsere Aktion zu unterstützen. Dafür unseren herzlichsten Dank!

Preisfrage

Heft 19/86

Wo gibt es Rhabarberblätter so groß wie Regenschirme?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 21/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 24. September 1986. Auflösung von Heft 17/86: Das Kabelwerk Köpenick (KWK). Wir gratulieren Evamaria Dosdall, Magdeburg.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: TASS/Maslow, Alfred Paszkowiak (2), Hans-Joachim Buß

„Gebügeltes Huhn" auf Bestellung

Wie kann ich jetzt noch zu einem Büchlein „Dein Freund ist dein Spiegel" kommen?

Eva Schuster, Dresden

Ich bin Hobbykoch und plaudere gern im Schweriner Haus der DSF über Kulinarisches aus der Sowjetunion. Kann man die Broschüre „Gebügeltes Huhn und teuflische Würze" per Post bekommen?

Ekkehard Hahn, Schwerin

Wird das große FW-Poster „Flugzeuge der UdSSR" auch per Post verschickt?

Peter Zügel, Erfurt

Allen Lesern, die nicht die Möglichkeit hatten, unseren Stand auf dem Berliner Alexanderplatz zu besuchen, bieten wir die Möglichkeit, unsere Solidaritäts-Sonderdrucke (siehe FW 17/86), herausgegeben gemeinsam mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, per Post zu erwerben – das Poster allerdings nur auf Sammelbestellung ab zehn Exemplare:

- „Gebügeltes Huhn und teufliche Würze", mehr als 100 Rezepte aus den Nationalküchen der Sowjetunion
- „Dein Freund ist dein Spiegel", 111 Sprichwörter kleiner Völker der UdSSR
- „Flugzeuge der UdSSR", ein Halbjahrhundert sowjetischer Luftfahrt auf einen Blick
- Jeder Sonderdruck kostet 5 Mark

Bitte schicken Sie uns **nur** per Postanweisung (roter Vordruck, keine Zahlkarte oder Banküberweisung) den Betrag für die von Ihnen gewünschten Sonderdrucke zuzüglich 0,40 Mark Porto an diese Anschrift:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

Vergessen Sie bitte nicht, auf dem Empfängerabschnitt die gewünschte Anzahl und dazu das jeweilige Kennwort „Huhn", „Spiegel" oder „Flugzeuge" zu vermerken. Wir schicken Ihnen dann umgehend die von Ihnen bestellten Sonderdrucke.

Das große Literatur-

Farbillustration: Horst Wustrau

Wie jedes Jahr, so auch 1986 wieder, heißt es für Sie, liebe Leser:

Mitmachen!
Mitdenken!
Gewinnen!

Drache

Preisausschreiben

der FREIEN WELT in Verbindung mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, dem LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel und der Meshdunarodnaja Kniga

zu den Tagen des sowjetischen Buches

PREISE:

Hauptpreis (1.–20.)	Teilnahme an einer Gruppenreise ins literarische Moskau und Begegnung mit einem sowjetischen Schriftsteller
21.–23.	je eine Kurzreise für 2 Personen in die UdSSR
24.	1000,– Mark
25.	750,– Mark
26.	300,– Mark
27.– 31.	Büchergutscheine im Wert von je 200,– Mark
32.– 41.	Büchergutscheine im Wert von je 100,– Mark
42.– 61.	Büchergutscheine im Wert von je 50,– Mark
62.–161.	Büchergutscheine im Wert von je 30,– Mark

Chlestakow

Anna

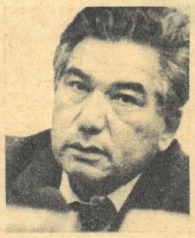
Axinja und Grigori

RASPUTIN, V.

TROJEPOLSKI, G.

PUSCHKIN. A.

AITMATOW, Tsch.



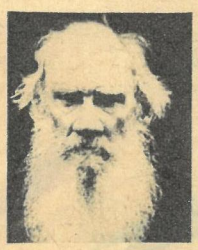
SCHWARZ, J.

SCHOLOCHOW, M.

GOGOL, N.

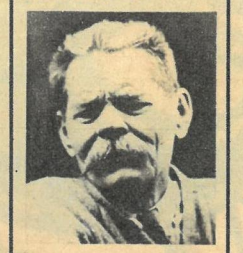
GAIDAR, A.

TOLSTOI, L.



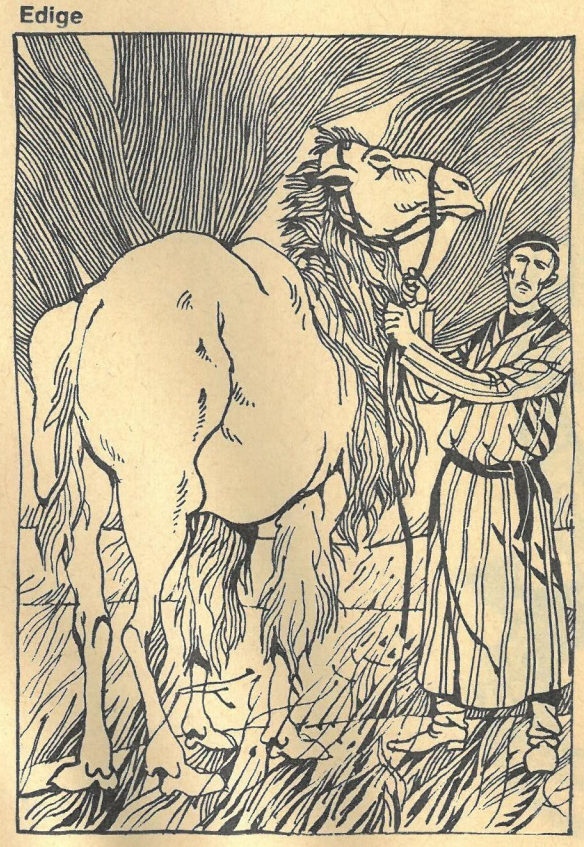
SIMONOW, K.

GORKI, M.

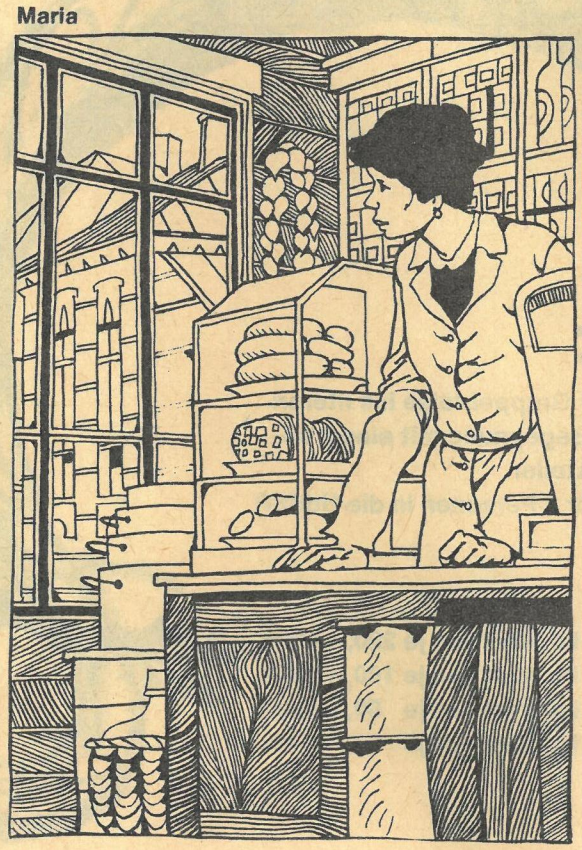


Sie können Ihre Kenntnisse überprüfen und diese wertvollen Preise gewinnen, wenn Sie folgende Aufgaben lösen:

Edige

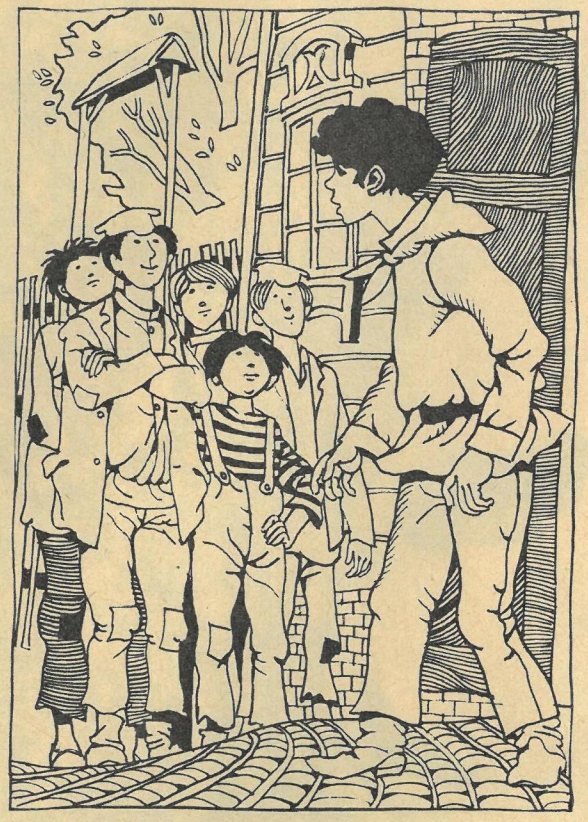


Maria



Serpilin

Pelageja Wlassowa



Timur

Das große Literatur-Preis-ausschreiben

Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges. Jeder Gewinner wird vom LKG im Dezember schriftlich benachrichtigt. Die Liste der Gewinner und die Auflösungen werden im Heft 1/87 der FREIEN WELT veröffentlicht.

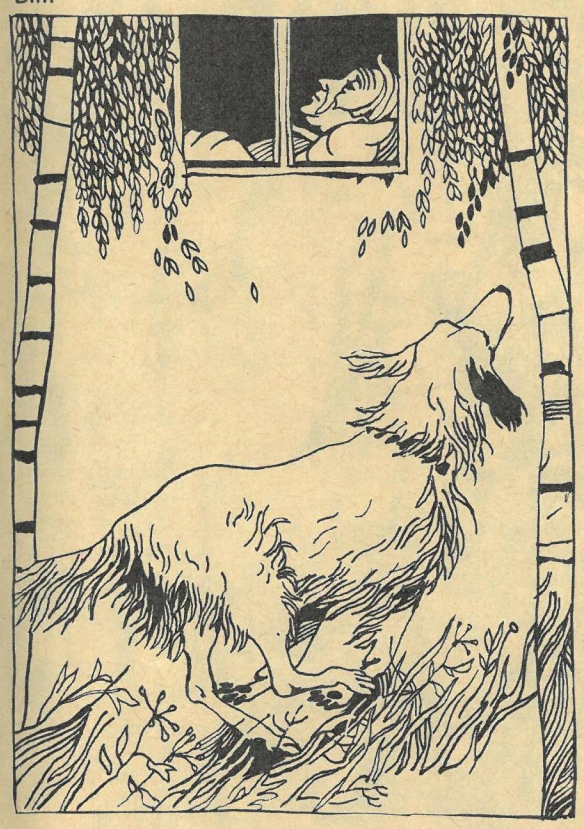
1. **Ordnen Sie die von unserem Zeichner hier dargestellten, in 11 Werken der russischen und sowjetischen Literatur vorkommenden literarischen Gestalten – vergessen Sie auch den Drachen nicht – den Autoren zu, die wir auf den Fotos zeigen**
2. **Nennen Sie jeweils den vollständigen Titel des Werkes, dem wir die literarische Figur entnahmen**

Kleben Sie auf die Rückseite einer Postkarte die im Block abgebildeten 10 Autoren, auf die Vorderseite das einzeln stehende 11. Autorenporträt. Schreiben Sie unter jedes Porträt 1. den Namen der jeweils dem Autoren zugehörigen Figur, 2. den Titel des Werkes, dem diese Figur entstammt. Schicken Sie die Postkarte bis spätestens 15. November 1986 (Poststempel) an LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel, Leninstraße 16, Postfach 520, Leipzig 7010

Kennwort:

Literaturpreisausschreiben 1986

Bim



Zar Boris

Schwarzweiß-Illustrationen: Karl Fischer

Rechts: Besondere Erfolge bei der Betreuung ihrer Pandas haben Tierpfleger und Ärzte im Zoo von Fuzhou. Wie menschliche Patienten lassen sich die Tiere ohne jeden Zwang untersuchen und sogar langwierige Injektionen in die Blutbahn verabreichen.

PANDA-LAND

Aus dem menschenfernen Gebiet zwischen dem Sichuan-Becken und dem Hochland von Tibet zeigt FREIE WELT durch das Entgegenkommen des Verlages CHINA IM BILD eine Reihe der schönsten Beobachtungen vom Leben des Bambusbären.

Vor langen, langen Zeiten waren Pandabären schneeweiß... Da geschah es, daß ein Mädchen, das mit drei Schwestern auf einer Bergwiese Schafe hütete, vom Leoparden zerrissen wurde, als es ein Pandajunges schützen wollte. Alle Bären kamen zum Begräbnis und weinten, bis die bitteren Tränen ihnen das Fell um Augen, Schultern und Beine schwärzten... Im südchinesischen Schutzgebiet Wolong erinnert noch heute der Name „Vier-Mädchen-Gipfel" an diese Legende.

Der sympathische Pflanzenfresser, von dessen Existenz erst vor hundert Jahren vage Nachrichten nach Europa gelangten, ist in unseren Tagen zur weltweiten Symbolgestalt für Naturschutz geworden; der World Wildlife Fund, die internationale Tierschutzbehörde, wählte ihn als Emblem. Große Anstrengungen verwendet man in der Volksrepublik China darauf, die gefährdete Art in freier Wildbahn zu erhalten, ihre Lebensgewohnheiten eingehend zu erforschen und gleichzeitig auch Zuchtgruppen in der Hand des Menschen aufzubauen.

Erwachsene Tiere des Großen Pandas (oder Bambusbären) besitzen 1,5–1,8 m Körperlänge und wiegen 150–180 kg. Mit ihren katzenartigen Krallen sind sie geschickte Kletterer; das kontrastfarbene Haarkleid ist dem Wechselspiel von Licht und Schatten im Walde angepaßt. Die schwarz-weißen Bären sind scheue Einzelgänger. Es gibt keine festen Ruheplätze; nach Lust und Laune durchstreifen sie den vertrauten Bergdschungel, pflükken zarte Triebe von Bambusstengeln und ersteigen stärkere Bäume, um sich auf einer Astgabel sitzend zu sonnen. Selbst erfahrene Jäger bekommen den Bären selten zu Gesicht. Lediglich zernagte Stengel, verstreute Rindenstücke und Zweige, dazu die in reichlichen, grobfasrigen Portionen abgesetzte Losung verraten da und dort seine Anwesenheit.

Malerei von Wu Zuoren

Pandas lieben klares, frisches Wasser. Oft können sie sich von ihrer Tränke am Bergbach kaum losreißen. Mancher, der anscheinend genug getrunken hat, kehrt nach wenigen Schritten wieder zur Quelle zurück. Schließlich ist sein Leib so aufgebläht, daß er sich nur mit Mühe bewegen kann. Wie ein Zecher bleibt der Bär an Ort und Stelle liegen und schläft seinen „Wasserrausch" aus. Die Ursachen dieser Verhaltensweise sind noch ungeklärt.

Die Nahrung besteht nicht nur aus verschiedenen Sorten Bambus, sondern auch aus anderen Pflanzen und Gräsern sowie Wurzeln und Wildfrüchten. Eine Zugabe von Fleisch liefert vor allem die Bambusratte, der die Bären im Gestrüpp auflauern, um sie lebend zu erbeuten; nach Katzenart „spielt" der Fänger eine Weile mit seinem Opfer.

Die Einordnung des Großen Pandas in das zoologische System bereitet den Forschern immer noch Schwierigkeiten. Obwohl zur Pflanzenkost übergegangen, stammt er eindeutig von Fleischfressern ab. Doch Vorfahren sind nicht mehr nachzuweisen. Man bezeichnet ihn als „lebendes Fossil", als letzten Überlebenden einer Seitenlinie (der Bärenfamilie?), deren Ursprung im dunklen liegt. In einer Höhle der Provinz Guangxi fanden sich vier versteinerte Unterkieferknochen und 72 Zähne eines klei-

neren Pandas, der vor zwei Millionen Jahren lebte; Fossilien des Großen Pandas reichen bis 700 000 Jahre zurück.

Im Alter von fünf bis sechs Jahren tritt bei Bambusbären die Geschlechtsreife ein. Trupps von mehreren Exemplaren gehen im späten Frühjahr auf Partnersuche. Die Kämpfe zwischen männlichen Rivalen werden nicht auf Leben und Tod ausgefochten, der Schwächere weicht dem Stärkeren. Nach der Paarung gehen Männchen und Weibchen wieder ihre eigenen, heimlichen Wege.

Mehrlingsgeburten sind nicht selten, meist zieht die Mutter nur ein Junges auf. Panda-Babys wiegen anfangs etwa 100 Gramm, sie kommen blind zur Welt und haben spärliches weiß-rötliches Fell sowie einen Schwanz, der ein volles Drittel der Körperlänge ausmacht. In den ersten Monaten läßt die Bärin ihr schwach entwickeltes Kind nicht aus den Armen; bei Gefahr flieht sie mit dem Jungtier im Maul. Mit drei Monaten etwa wagt der Sprößling den ersten „Ausflug", aber erst mit drei Jahren verläßt er die Mutter, sorgt für sich selbst.

Das Verbreitungsgebiet der Großen Pandas – man schätzt ihre Kopfzahl auf rund tausend Exemplare – erstreckt sich über kaum bewohnte Landstriche zwischen 1600 und 3800 m Meereshöhe. Feuchtmildes Klima und fruchtbarer Boden lassen eine üppige Vegetation gedeihen; hellgrüne Laubwälder wechseln mit Nadel- und Mischwäldern, subalpine Nadelhölzer mit ausgedehnten Bambusdickichten. Von Ausnahmeperioden abgesehen, finden die Bären, die keine Vorräte anlegen und keinen Winterschlaf halten, dort das ganze Jahr ausreichend Futter.

Insgesamt bestehen in der Volksrepublik China zehn Reservate, die vorwiegend dem Schutz des Pandas dienen. Als größtes das Gebiet Wolong am Abhang der Quionglai-Kette in Sichuan. Auf 200 000 Hektar bietet vom Menschen unberührte Landschaft den schwarzweißen Sonderlingen wie auch anderen seltenen Tieren – Stumpfnasenaffen, Ohrfasanen und den eigenartigen „Rindergemsen" (Takins) – günstige Überlebenschancen.

Für die Pandas werden Bambushaine aus gemischten Sorten angepflanzt, weil deren Hauptnahrung – der süßlich-zarte Pfeilbambus – in gewissen Wachstumszyklen verdorrt. 2500 Meter über dem Meeresspiegel entstanden eine Zoologische Station und ein mit Pandas besetztes Forschungsgehege. Seit 1980 arbeiten chinesische Wissenschaftler in einem gemeinsamen Programm mit dem Wildlife Fund an der Erforschung der Lebensweise des Bambusbären. Erstmalig konnten die Wanderrouten ausgewählter Exemplare per Radar erkundet werden.

Wang Zongyi

PANDA-LAND

(Der Textautor ist einer der maßgebenden Säugetierexperten der VR China; die Fotos stammen von einem Reporterkollektiv des Verlages CHINA IM BILD, Peking)

Ein Moorsoldat am Ebro

„Komm“, sagt er, „ich möchte dir etwas zeigen, bevor du mich ausfragst.“ Und er geht voran über die schmale Treppe in sein Zimmer unterm Dach, greift nach einem Buch mit Erinnerungen von Interbrigadisten. Ein Vers von Spanienkämpfer Walter Fischer ist vorangestellt:

Wenn du einmal Gedichte schreibst,
versprich mir eines Genosse,
du weißt, wir Soldaten lieben es nicht,
wenn man zu laut von Helden spricht.
Mich hat es noch immer verdrossen.
Wir sind keine Helden –
Wir sind Genossen.

Ich habe verstanden. So also sieht Fred Müller, Prof. Dr. Dr. habil., all das, was sein Leben ausmacht. Spanien, das Davor und Danach.

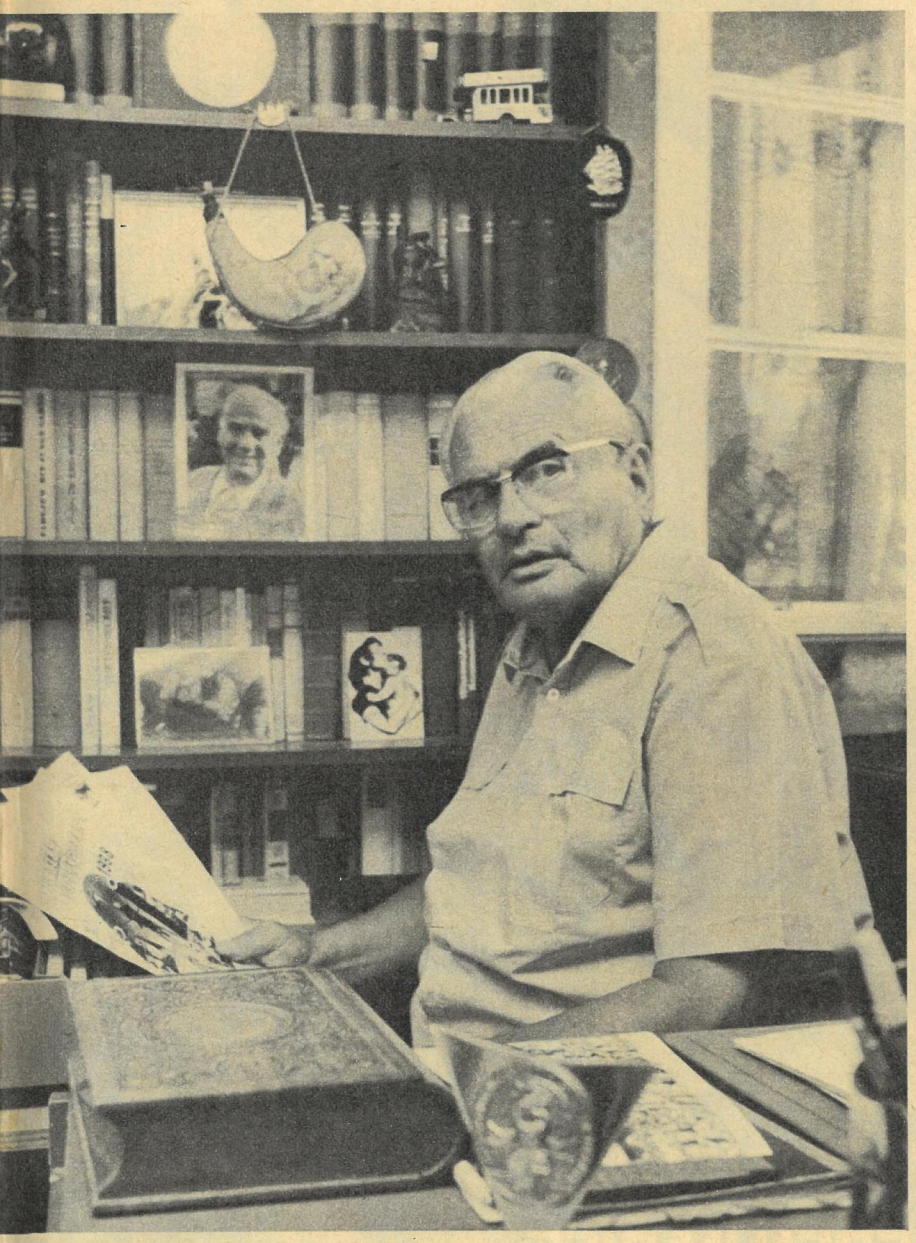
Als sich das spanische Volk erhob, um seine Republik gegen den faschistischen Militärputsch Francos zu verteidigen, als Antifaschisten aus aller Welt bereits zu Hilfe eilten, sang Fred Müller: „Wir sind die Moorsoldaten und ziehen mit dem Spaten ins Moor…“ Er war

Häftling im Lager III Brual-Rhede des Papenburger Moores. „Natürlich, wir durften unser Lied laut singen von Moor und Heide ringsumher… Wer sollte uns schon hören, fernab der Menschen? Wer sah und hörte schon, was die Aufseher mit uns anstellten? Mit Gewehrkolben trieb man uns hinaus, es wurde gefoltert, erschossen. Zu den ‚Sondereinlagen‘ gehörte das Postenstehen. Man mußte in die Sonne starren. Da wurden wärmende Strahlen zu scharfen Pfeilen, die sich in die Augen bohrten. Und in der Ferne die holländischen Windmühlen. Mancher Genosse wurde in diese Richtung gejagt, um dann ‚auf der Flucht‘ erschossen zu werden. Ich mag seitdem keine Windmühlen mehr. Trotz allem – Spanien war nicht fern. Wir bangten um unser Leben. Aber wir bangten auch um Spanien, wo für unsere Sache gefochten wurde. Haßerfüllt waren die Bemerkungen der SS-Leute: ‚Da kämpfen Deutsche gegen Deutsche.‘ Also: Deutsche Antifaschisten standen bereits an der Seite der spanischen Arbeiter und Bauern. Sie waren da, angetreten auch gegen jene, die uns hier quälten…“

Monate später – 1937 – entließ man Fred Müller: „Sie waren nicht hier, um gebessert zu werden, sondern um Sie abzuschrecken.“ Aber Unverbesserliche sind nicht abzuschrecken, sie werden nur vorsichtiger. Die Partei sagte: Verschwinde! Dein Prozeß soll wieder aufgerollt werden. Er „verschwand“ – nach Spanien. Mit dem Fahrrad.

Im Spätherbst kam eine kleine Gruppe am Fuß der Pyrenäen an. Schlecht ernährt, geführt von spanischen Genossen, überquerten sie das Gebirge. In der katalonischen Grenzfestung Figueras wurde Fred Müller in die XI. Internationale Brigade aufgenommen. Er, der aus dem deutschen Moor kam, erhielt eine Waffe; kein Verfolgter mehr, Kämpfer…

„Es waren schwere Schlachten im Aragon, doch das Gefühl der Solidarität mit dem Genossen neben dir, gleich welche Sprache er sprach, das war unbeschreibbar. ‚Proletarier aller Länder, vereinigt Euch‘ wurde Alltag. Es machte den Kampf leichter gegen die mit gewaltiger Übermacht an Menschen und Material zum Ebro vorstoßenden Faschisten. Wir Interbrigadisten gehörten den ‚Brigadas de Choque‘, den Stoßbrigaden, an. Und dann lag unsere Brigade ’38 am Ebrobogen. Wir waren von der Front zurückgezogen worden, erhielten eine manövermäßige Ausbildung. Eines Tages war es soweit. Noch bei Dunkelheit marschierten



wir zum Fluß. Dort lagen, gut getarnt, Boote. Einfache Ruderkähne. Die faschistischen Militärexperten hatten ein Übersetzen für unmöglich gehalten. Uns fehle dazu die erforderliche Technik. Aber wir traten den Beweis an, daß es außer der Technik noch andere, den Ausgang eines Kampfes bestimmende Faktoren gibt. Erst als die schaukelnden Kähne mitten auf dem tobenden Fluß tanzten, begann das Feuer. Doch wir stürmten die erste Linie, brachten den Faschisten das Laufen bei. 30 Kilometer stießen wir in vom Feind besetztes Land vor. Und ich kämpfte nicht nur gegen jene, die mir unmittelbar gegenüberstanden, sondern auch gegen die Bestien vom Moorlager."

Kurze Zeit später wurde Fred Müller, der damals den Decknamen Otto trug, verwundet. „Franzl", sagte ich dem Genossen, der neben mir lag, „ich glaube, es ist aus. Schließlich gibt es keine Erfahrung im Sterben." In Barcelona jedoch, im Krankenhaus, sprach man von Heilung. Ein Bruder von Egon Erwin Kisch operierte: „Diesmal hast du noch Glück gehabt. Uns sind zwar die Betäubungsmittel ausgegangen, aber wir werden die Dinger schon rausholen." Er überlebt.

Dann kamen schlimme Tage am Ebro. Mit dem Nachschub wollte es nicht klappen. Und die Flugzeuge der Legion Condor flogen ganz tief. „Wir konnten die grinsenden Gesichter der Piloten sehen, lagen da, hatten Hunger, Durst, waren von Läusen zerfressen. Doch wir hielten die Stellung. Und plötzlich und für uns wie eine Botschaft aus einer anderen Welt: Ein Brief für den Franzl aus Moskau. Er hatte dort während der Emigration eine Hauptstädterin geheiratet und war jetzt Vater eines gesunden Jungen geworden. ‚Laßt uns hier raus sein, dann begießen wir ihn', schrien alle und warfen die Mützen in die Luft."

Und der Franzl nahm sein Fernglas, bahnte sich mühsam durch das Geröll den Weg auf die Höhe. Winkte zurück. Sie konnten nur noch seine Umrisse erkennen, als er in den Bergen verschwand und wußten doch, daß sich das Leuchten auf seinem Gesicht nicht verloren hatte. Eine halbe Stunde später erfuhren die Männer im Tal: Franz Zartel war gefallen. Kopfschuß...

Hart sein konnten sie nur gegenüber dem Feind. „Einmal, in einem Dorf im Hinterland, fragte mich eine alte Frau, woher ich sei. Ich antwortete: ‚Aleman' (Deutscher). ‚Animal' (Tier) entfuhr es ihr, und sie konnte ihr Entsetzen nicht verbergen. Deutsche Flieger hatten ihr Dorf zerstört, ihre Angehörigen getötet. Wenn feindliche Flieger am Himmel auftauchten, dann streckten die Spanier ihr Fäuste in den Himmel und riefen zornerfüllt ‚Animales!' Es war nicht schwer, der spanischen Mutter zu erklären, daß die deutschen Faschisten auch meine Feinde, ihre Landsleute, mit denen wir kämpften, unsere Freunde waren, daß viele Interbrigadisten für ihre Heimat das Leben ließen. Beim Abschied liefen ihr die Tränen über das zerfurchte Gesicht. Und sie legte mir die Hand auf die Schulter: ‚Es möge dir gut gehen, hermano' (Bruder).

An die Mutter mußte ich denken, als wir uns kämpfend zurückzogen, an Juan Aviles, den jungen Katalanen, der mir wie ein Bruder war, an Franzl'. Das schlimmste war, als ich meine Waffe abgeben mußte."

Abschied von Spanien. Und wieder gehen sie über die Pyrenäen. Mühsam, beschwerlich wie beim ersten Mal, doch mit Wehmut im Herzen. Sie sangen nicht, aber der oder jener hatte die Sätze Erich Weinerts behalten, nahm sie mit ins ungewisse Morgen:

Wir gehn zurück in eine andre Welt
Als Partisanen, nicht als Veteranen,
wir bleiben weiter unter unsren Fahnen,
und wo der Feind sich auch entgegenstellt,
der Kampf geht weiter, bis die Festung fällt.

Und so stand eines Tages Fred Müller mit noch anderen nach französischer Internierung auf dem Bahnhof Karlsruhe, zur Schau gestellt von den Faschisten: So sehen sie aus, die Roten aus Spanien. Aber die dort standen in den schon Jahre getragenen Uniformen, abgezehrt, schmutzig, sie schauten nicht nach unten, sondern geradeaus. Dann Einzelhaft, dann Himmelfahrtskommando – dann das Jahr 1945.

Fred Müller hat ein Stück DDR-Geschichte mitgeschrieben. Landesvorsitzender der FDJ in Mecklenburg, Leiter des Deutschen Sportausschusses, Parteiorganisator des ZK der SED im Sachsenringwerk Zwickau, Stellvertretender Politchef der Deutschen Grenzpolizei... und er erwarb zwei Doktorgrade, war schließlich Ordentlicher Professor an der Sektion Marxismus-Leninismus der Humboldt-Universität zu Berlin.

Am Vortag seines 70. Geburtstages führte er seine letzte Amtshandlung in dieser Funktion durch: In seinem kleinen Gärtchen hinter dem Haus, an der Stelle, wo wir jetzt sitzen, nahm er zwei jungen Leuten die Prüfung ab. Und er freute sich, daß sie nicht nur mit Bücherwissen antworten konnten...

Ina Stritzke (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)

Historisches Foto: Archiv Müller

Im nächsten Heft:

Für jedermanns Küche

FORON – ein Markenzeichen für moderne Haushaltgeräte aus der DDR. FREIE WELT besuchte die, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wie sie die Erzeugnisse – vom Backcomputer bis zum Tiefkühlschrank – ihren Kunden immer bedarfsgerechter anbieten.

Foto D. Steinberg

Wenn die Erde zittert

Erdbeben belegen nach Taifunen Platz zwei in der Opferstatistik der Naturkatastrophen. Wissenschaftler forschen intensiv nach Möglichkeiten für rechtzeitige Prognosen.

Tor zum Diamantgebirge

Über 700 Jahre alt sind die Bäume, die ihre Vorfahren pflanzten, aber nur 30 Jahre alt die Häuser, in denen sie wohnen – Menschen in Wonsan am Japanischen Meer...

Foto: H.-P. Gaul

Christas schnelle Beine

Sprint auf blanken Kufen und blitzenden Rädern. Zu Olympiasieg und Weltmeistertitel.

Sommerpreisrätsel '86

Es könnte sein, liebe Leser, daß Ihnen, wenn Sie diese Zeilen lesen, Fortuna lächelt und Sie einer der Gewinner von 1000,– Mark unseres großen Computer-Preisrätsels aus Heft 14/86 werden. Im nächsten Heft die Auflösung mit Gewinnerliste.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Korallen vor Kuba (7)

LEBEN IM RIFF

Am Riff wird nicht nur von Korallen, sondern auch anderen kalkabscheidenden Lebewesen gebaut. Kalkalgen, Röhrenwürmer und Mollusken gehören dazu. Andere wieder arbeiten an der Destruktion des Riffgesteins, vor allem diejenigen, die das Innere von Korallenskeletten bewohnen: zum Beispiel chemisch bohrende Fadenalgen und Schwämme; sie sondern Säuren ab, die das Kalziumkarbonat auflösen. Manche Muscheln schaffen sich eine Wohnhöhle nach dem gleichen Verfahren, doch es gibt auch welche, die mit rauhen Schalen ausdauernde Drehbewegungen vollführen. Bestimmte Seeigel verwenden dazu ihre Stacheln, die in dem Maße nachwachsen, wie sie sich dabei abnutzen.

Aus der Sippe der Röhrenwürmer siedelt sich der rings um die tropischen Meere verbreitete Fiederwurm in lebenden Korallen an, ohne daß wesentlicher Schaden nachzuweisen wäre. Seine Verwandten bauen ihre Wohnröhre selbst, aus Kalk, verkitteten Sandkörnern oder hornig-chitinigen Substanzen; die Röhre kann frei aufragen oder aber in Form eines gerollten Schiffstaus festem Grund angeheftet sein. Diese ganz und gar seßhaften (sessilen) Tiere gingen vermutlich aus frei beweglichen Ringelwürmern hervor, Beine und Mundwerkzeuge bildeten sich zur heutigen Fangvorrichtung für schwebende Planktonwesen um.

Bestimmte Schnecken kommen nur auf Korallen vor, ernähren sich von deren Polypen (einige gehäuselose Formen haben Körperanhänge entwickelt, die in Umriß und Farbe genau den Tentakeln ihrer Wirtskorallen gleichen). Und – am erstaunlichsten: Mehrere Arten der doch sehr beweglichen Krebstiere gehen freiwillig zu sessiler Lebensweise über. Sogenannte Seepocken (d. h. Kleinkrebse) veranlassen den Korallenstock, in dem sie sich einnisten, zu einer der Reaktion von Pflanzen ähnlichen „Gallenbildung"; von spezialisierten Krabben lassen sich die Weibchen in solcher Weise umwachsen. Nur ein „Fensterchen" bleibt, um die winzigen, draußen umherschweifenden Männchen einzulassen.

Text und Fotos: Dr. Dietrich Kühlmann

Oben: In flachen, klaren Lagunen wächst die Gegabelte Porenkoralle, Porites furcata (LAMARCK, 1816), oft zu mächtigen Rabatten von mehreren Metern Durchmesser heran. Im Unterschied zu den meisten Steinkorallen ist diese Art, deren gedrungene Zweige mit den weißen Polypen an Glühstrümpfe von Gaslampen erinnern, auch tagsüber aktiv; man kann sie bei Sonnenlicht aufnehmen. Die Ansammlungen der Korallen bieten einer Fülle verschiedenartiger Tiere Versteck und Schutz. Auffälligste „Mitbewohner" sind die Röhrenwürmer mit ihrem feinfiedrigen Tentakelkranz. – Unten rechts: Gebänderte Fächerwürmer, links daneben: Ein Schopfwurm streckt seine Fangkrone aus.

UNSERE FRAGE: Wovon ernähren sich Korallen? – Ihre Antwort bitte auf Postkarte mit der Marke „Korallen – 7" bis 30. September an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung in Heft 21.